



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gott und Welt

Lietz, Hermann

Veckenstedt a. H., 1919

5. Die stille Welt der Griechen.

urn:nbn:de:hbz:466:1-32803

5. Die stille Welt der Griechen.

1. Das Suchen eines Volkes nach Wahrheit, Menschlichkeit und Freiheit.

Zu drei verschiedenen Zeiten ist die abendländisch-christliche Kultur von der altgriechischen beeinflusst worden. In den Anfängen der christlichen Entwicklung war es, dann wieder in der Zeit der Erneuerung, „der Renaissance“, und schließlich in unserer „klassischen“ Periode.

Bermag neben dem Osten das Griechentum auch heute noch, nach einem schweren Zusammenbruch unserer materiellen Kultur, unserem Volke echte geistige Werte zu vermitteln, ohne daß unsere nationale Entwicklung dadurch gefährdet wird?

Die Güter, um die es sich hier handelt, wurden zwar durch einzelne Nationen gewonnen; aber sie bedeuten zugleich Überwindung der Schranken des Einzelvolkes und der Einzelperiode, eine Entdeckung und Kräftigung allgemein menschlicher Werte. Wer vom Born des echten Griechentums getrunken hat, wie es seine großen Erneuerer und unsere Geisteshelden von Winkelmann und Lessing an getan haben, der weiß, daß auch für unsere Seelen von ihm Erquickung zu erwarten ist.

In etwa einem halben Jahrtausend ist die griechische Kultur geworden; etwa ein Jahrhundert hat sie geblüht. Mehr als 2000 Jahre sind seitdem verflossen, und doch wird sie unvergänglich bleiben. Getrost darf man sagen: Über Aeschylus, Platon, Phidias werden wir schwerlich jemals hinauskommen. In nur zu vielem sind wir weit dahinter zurückgeblieben.

Was leisteten denn die Griechen für alle Zeiten?

Kühn suchten ihre Führer über die Schranken des Sichtbaren, Stofflichen (Materiellen) hinauszukommen, sich und ihr Volk auf diese Weise aus Barbaren zu Freien, zu Jüngern einer geistig-leiblichen Welt umzuwandeln.

Nach drei Seiten hin wurde dies hohe Ziel verfolgt. Im Suchen nach Wahrheit, nach Menschlichkeit, nach Freiheit. Drei umfassende Gebiete griechischen Geisteslebens erschließen

sich uns damit, auf die alle weitere Kultur aufgebaut werden muß: Weisheit von Gott, und vom Weltall, vom Menschen und vom Staat. Oder mit anderen Worten: Erörterung der Grundfragen aller Weltweisheit in „Metaphysik“ und Erkenntnistheorie; der Grundfragen menschlicher Lebensweisheit und -kunst in der Sittenlehre, der Ethik; der Grundfragen des menschlichen Gemeinschaftslebens in der Staatskunde, der Politik.

Lassen sich Inhalt und Ergebnis auf diesen drei weiteren Gebieten in einer kurzen Formel zusammenfassen?

Ich möchte diese wählen:

die Entdeckung des objektiven Geistes als des Weltprinzips;

die Vereinigung des Schönen und Guten zum wahren Gleichmaß und zur echten Menschlichkeit im Einzelleben;

die Erlangung echter Freiheit im Staate.

2. Eigenart und Überlegenheit des Griechentums gegenüber dem Osten werden durch Schrifttum und Kunst beider deutlich. 1. Die geistige Unabhängigkeit, Kraft und Kühnheit der Griechen zeigt sich in der Schöpfung einer von jeder äußeren Autorität freien Wissenschaft, die vor der Erörterung schwieriger Fragen nicht zurückschreckt, ein geschlossenes Ganzes aufzubauen sucht, und bei der jedes Geschlecht das vom vorangegangenen Geschaffene weiterbenützt. 2. Unbefangenheit, Weite, Tiefe des Fühlens und Denkens und Freude an allem Edlen und Erhabenen in Natur und Menschenleben. In seinen besten Zeiten und Vertretern sucht das Griechentum ebensowohl eine Vergewaltigung menschlicher Natur zu vermeiden, wie jede Zügellosigkeit. — Das Maßhalten, das Gleichgewicht zwischen innerem und äußerem Menschen, die Vereinigung des Schönen und Guten ist das Lebensziel der Besten. Das Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft wird zum Gegenstand überlegter Handlung, ein Werk echter Kunst.

Wer die griechische Dichtkunst mit der hebräischen im Alten Testament, die griechische Philosophie mit dem israelitischen Prophetismus vergleicht, dem werden die Unterschiede deutlich werden. An Vielseitigkeit, Entwicklungsfähigkeit, unbefangener Freude an allem Seienden, an Weitherzigkeit,

Schönheitsfinn, schöpferischer Kraft der Phantasie kann sich Israel keineswegs mit dem Griechentum messen.

Soll diese herrliche Welt für immer untergegangen sein? Sollen nur ganz wenige an ihr teil haben dürfen? Nur Fachgelehrte? Wer kann das wünschen? Wer wird im Ernst weiteren Kreisen unseres Volkes mißgönnen, all dieses Herrliche mitzugenießen? Eine arge Versündigung, daß dafür bisher nicht mehr und Besseres getan wurde, daß statt dessen eine Unmenge des Minderwertigen geboten wurde! Stunden in griechischer Sprache für die Jugend höherer Schulen tun es nicht. Was hat sie von Aeschylos, von griechischer Lyrik, griechischer Philosophie erfahren? Umdichtung griechischer Geisteskräfte in unsere Ausdrucksweise tut not. Einleben in das Beste aus jener Welt. Dabei braucht das Tüchtige und Kraftvolle unserer Eigenart keineswegs zu leiden. Daraus kann es vielmehr neue Begeisterung schöpfen. So war es bei der Jugend der Freiheitskriege, so soll und wird es auch in Zukunft bleiben.

3. Bedürfen die Beispiele aus Dichtung und Weisheit noch näherer Erklärung? Zum Empfänglichen werden sie auch ohne weitere Worte sprechen. In ihnen wird, so hoffe ich, die Lust erwachen, sich näher mit Dichtung und Philosophie der Griechen zu beschäftigen.

Die Beispiele aus den älteren Zeiten der griechischen Philosophie sind mitgeteilt worden, damit man die ganze Entwicklung überblicken kann, und weil auch in ihnen viel Schönes ist.

Gedenken wir nicht bei vielem aus diesen vergangenen Tagen des von uns in den letzten Jahren Durchlebten, und finden wir nicht immer wieder die Wahrheit bestätigt, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht?

Hatten Genossen ihrer Heimat, Inder und Perser, im fernen Osten neue weite Gebiete zur Betätigung ihrer Kraft gefunden, so wurde die Mittelmeerwelt die neue Heimat der Griechen und Römer. Hier fand hohe Begabung des Volkes günstigen Boden zur Entwicklung, und eine Kultur ging aus ihr hervor, deren Wirkungen die „alte“ Welt bis zur Gegenwart verspürt.

Verschiedene Wege hatten die ehemaligen Heimatgenossen eingeschlagen. Die Römer wurden die Schöpfer des Staates

und Rechtes. Die Griechen die von Kunst und Wissenschaft, die Zeugen für die Freiheit des Einzelnen wie des Volkes.

Über das ganze Mittelmeergebiet dehnte sich diese griechische Kultur aus. Mochte die äußere Gestalt ihrer Welt späterhin der Politik und dem Schwerte der Römer unterliegen; ihr geistiger Inhalt besiegte den Sieger. Der wurde Schüler des Besiegten. In allen Teilen der Mittelmeerwelt treffen wir griechische Künstler, Denker, Lehrer. Zu dem Unvergänglichen ihrer Schöpfungen gehört vor allem auch ihre Philosophie.

4. Nach den Indern waren sie die ersten, die sich daran wagten, die schwersten Fragen durch menschliches Denken zu beantworten. Die nach der Entstehung, dem Sinn und Ziel alles Seienden werden von den ionischen „Naturphilosophen“ und ihren Nachfolgern vor allem aus Großgriechenland kühn in Angriff genommen. Nacheinander werden von diesen verschiedene Elemente, die Zahl, das Seiende, das Werden, die Atome, der Geist als Weltprinzipien, als schöpferische Urkräfte hingestellt.

Kein Wunder, daß scharfe Kritik einsetzte und die entscheidende Frage nach den Grenzen menschlicher Erkenntnis aufgeworfen wurde. Lehrsystem und Überlieferung fielen auf allen Gebieten der verstandesmäßigen Prüfung und Zersetzung zum Opfer. Der Mensch, vielmehr sein Verstand, wurde von seiten dieser „Sophisten“ als Maß aller Dinge, und das durch ihn Beweisbare als allein berechtigt hingestellt. Alles schien schwankend zu werden. Behauptungen und Gegenbehauptungen jeder Art schienen gleich gut beweisbar zu sein.

Da haben Sokrates und Platon einen neuen festen Ausgangspunkt für Denken und Leben gefunden und etwas verkündigt, was nicht willkürlicher Kritik, nicht der „Dialektik“ unterlag, was eine, wie sie behaupteten, unveränderliche Größe sei, die Begriffe, die Ideen. Und als höchste dieser Ideen wurde die des Guten, Gott selbst, bezeichnet. Eine neue feste Grundlage für Moral und Religion glaubten sie gefunden zu haben. Eine neue Art des Philosophierens hatte begonnen, die logischer, begrifflicher Erörterung. Daß sie in ihren Anfängen noch keineswegs überall streng durchgeführt wurde, wird uns nicht wundern.

Nur zu deutlich spürten Sokrates und Platon, daß alles, die Philosophie selbst und damit die von ihnen erkannte und erprobte Grundlage des Gesamtlebens, des Volkes wie des Einzelnen, auf dem Spiel stand. Die Zerstörungsarbeit der Sophisten schien nichts Heiliges, nichts Positives zu kennen. Und schon erhob sich der Vorwurf, den Platon im „Staat“ anführt: „Alle, die sich der Philosophie zuwandten, und mit der Absicht, durch sie Belehrung zu erlangen, nicht nur während der Jugend sie zu betreiben, um sich dann von ihr loszumachen, nein, ihr noch weiterhin treu zu bleiben, seien meistens ganz wunderliche, um nicht zu sagen ganz unbrauchbare Gesellen, während gerade die hervorragendsten unter ihnen durch ihre philosophische Betätigung so sehr zu leiden hätten, daß sie für das Staatsleben unnütz wurden.“ — Wer sind die, welche „der Philosophie in jeder Weise und bei aller Welt den schlechtesten Ruf anhängen“? So fragen sie und antworten: „Das sind die Scheinphilosophen, die das Wesen der wahren äußerlich nachahmen und in ihre Betätigung sich hineindrängen“. An die Philosophie, „als sei sie eine verlassene Waise, machen sich andere heran, Unwürdige, die sie schänden und mit Schmach bewerfen. . .“ Die Menge kann beide Teile nicht unterscheiden. Die wahren verurteilt sie, den Giftbecher zu trinken. Der Scheinphilosoph steht heute in Ehren, zieht hohen Lohn für sein Gewerbe ein und wird morgen verjagt, verbannt.

Glaube und Sitte der Väter waren eine Beute zersetzender Kritik geworden. Heldentaten der Vergangenheit waren durch sinnlosen Kampf der griechischen Staaten gegeneinander und durch wilde Partekämpfe verdunkelt. Die Heldenkraft war erschöpft. Herrschaft der Masse und der wenigen, der Demokratie und Oligarchie, wüteten nacheinander gegen die eigene Stadt. Da sind Sokrates und Platon weder an ihrem Beruf als Philosophen noch an der Zukunft ihres Volkes und der Menschheit verzweifelt. In ungebrochenem Stolze sind sie sich vielmehr der höchsten Aufgaben, der ganzen Erhabenheit ihres Berufes bewußt geworden. So haben sie der Philosophie weltgeschichtliche Bedeutung verliehen.

Nirgends wohl tritt uns diese höhere Auffassung des philosophischen Berufes und des Staates deutlicher, herz-

bewegender entgegen, als in Sokrates Verteidigungsrede und in Platons Kriton, Phaedon und „Staat“.

An Platons Lebensarbeit knüpft sein großer Schüler Aristoteles an. Doch folgt er im allgemeinen nicht dem Höhenflug des Meisters; geht vielfach andere Wege, hält sich strenger an das Wahrnehmbare, ohne jedoch auf die Aufstellung eines umfassenden Systems der Welt- und Lebensanschauung zu verzichten. Bis in unsere Zeit hat es für nicht wenige maßgebende Bedeutung gefunden. Vor allem hat die christliche Staatskirche es für ihre Zwecke benutzt.

Nach Aristoteles hat sich die griechische Philosophie wiederum praktischen Aufgaben zugewandt, ist sie Halt und Trost vieler Seelen in den Nöten schwerer Zeiten geworden.

Die Außenwelt — Staat, Gesellschaft, Sitte — ging einer unaufhaltbaren Auflösung entgegen. Das Leben des Einzelnen wurde völlig ungewiß und haltlos. Da hat sich die Philosophie an die schwere Aufgabe herangemacht — die sonst die Religion zu lösen versucht hatte: Halt und Trost den bedrängten Seelen zu verschaffen. Doch davon später.

Hören wir die Weisheitslehrer selbst, wenigstens einiges von ihnen. Vielleicht wächst in uns dann das Verlangen, tiefer in ihre wunderbare Welt einzudringen.

Das Suchen nach Weisheit, Tugend und Freiheit in der griechischen Weisheitslehre.

a) Vor Sokrates.

I. Suchen nach dem Urgrund der Dinge, nach Gott.

1. Ionische Naturphilosophie.*) (6. Jahrh. vor Chr.)

Das Grenzenlose als Urgrund.

Anaximandros (um 600 vor Chr.). Der Ursprung der Dinge ist das Grenzenlose. Woraus sie entstehen, darin vergehen sie auch mit Notwendigkeit. Denn sie leisten einander Buße und Vergeltung für ihr Unrecht nach der Ordnung der Zeit.

Die Luft als Urgrund.

Anaximenes. Wie unsere Seele, die aus Luft besteht, uns zusammenhält, so umschließt auch Lufthauch das ganze Weltall.

*) Vgl. die Vorsokratiker übersetzt von W. Nestle. Dietrichs Verlag, Jena.

Die Luft ist beinahe etwas Unkörperliches, und weil wir durch Emanation daraus entstehen, muß sie grenzenlos und reich sein, denn sie geht niemals aus.

2. Pythagoras: Die Zahl ist das Wesen aller Dinge.

Nun beginn' ich ein anderes Lied und weise den Weg euch. Xenophanes

Was von Pythagoras man sagt, von dem Weisen, vernehmt: über
 Als er vorbeigehend sah, wie ein Hündchen wurde mißhandelt, Pythagoras.

Sprach er, von Mitleid erfaßt, so ein begütigend Wort:
 „Laß, und schlag' ihn nicht mehr! Denn eines befreundeten
 Mannes

Seele erkannt' ich am Klang, als ich die Stimme vernahm.“

3. Die Weisen von Elea: Das Sein als Urgrund.

„Nur das Sein ist, und das Nichtsein, das Werden ist garnicht.“ Parmenides
(geb. 549.)

. . . Alles haben Homer und Hesiod auf die Götter geschoben, Xenophanes.
 Was bei den Menschen wird als Schimpf und Schande be-
 trachtet:

Diebstahl und Ehebruch auch und gegenseitige Täuschung. . .

. . . Schwarz, stumpfnasig: so stellt die Götter sich vor der
 Athiope;

Aber blau-äugig und blond malt sich der Thraker die feinen.
 Hätten die Kinder und Rosse und Löwen Hände wie
 Menschen,

Könnten sie malen wie diese und Werke der Kunst sich er-
 schaffen,

Alsdann malten die Rosse gleich Rossen, gleich Kindern die
 Kinder

Auch die Bilder der Götter und je nach dem eigenen Ausseh'n
 Würden die Körperform sie ihrer Götter gestalten.

Nicht gleich anfangs zeigten die Götter den Sterblichen alles,
 Sondern sie finden das Bessere suchend im Laufe der Zeiten. . .

. . . Dies ist mein Glaube; er soll nur als Wahrscheinlichkeit
 gelten.

Ein Gott ist unter den Göttern und unter den Menschen
 der größte,

Nicht an Gestalt vergleichbar den Sterblichen noch an Ge-
 danken.

Ganz ist Auge, ganz Ohr und ganz Gedanke sein Wesen.
 Immer am gleichen Ort verharret er ohne Bewegung
 Und es kommt ihm nicht zu, bald dahin bald dorthin zu gehen.
 Mühelos schwingt er das All mit seines Geistes Vermögen.
 Hier uns zu Füßen erblickt man das obere Ende der Erde,
 Wie an die Luft es grenzt; im Unendlichen wurzelt das unt're.
 Aus der Erde stammt alles und alles wird schließlich zu Erde.
 Alles, was wird und wächst, aus Erde besteht es und Wasser.
 Und aus Erde und Wasser sind wir auch alle geworden.

4. Heraklit: Das Werden ist der Urgrund aller Dinge (Alles fließt).

Heraklit
 (um 500).

. . . Der Krieg ist der Vater von allem, der König von allem:
 die einen erweist er als Götter, die andern als Menschen;
 die einen macht er zu Sklaven, die andern zu Freien.

Man muß wissen, daß der Krieg etwas Allgemeines ist
 und daß der Streit zu Recht besteht und daß alles durch Streit
 und Notwendigkeit entsteht. . . .

. . . Wer nicht hofft, wird Unverhofftes nicht finden; denn es
 ist unauffspürbar und unzugänglich.

Unglaube ist der Grund, weshalb das Göttliche sich
 größtenteils der Erkenntnis entzieht. . . .

. . . Eins ist Weisheit: den Geist zu verstehen, der alles durch
 alles regiert.

Eins, das allein Weisheit ist, will nicht und will doch auch
 wieder mit dem Namen Zeus benannt werden.

Verständige Rede muß sich stark machen durch das, was
 allgemein gilt, wie ein Staat durch das Gesetz, ja noch viel
 stärker. Denn alle menschlichen Gesetze ziehen ihre Nahrung
 aus dem einen göttlichen. Dieses nämlich herrscht soweit es
 will und genügt für alles und hat alles in seiner Macht. . . .

. . . Für Gott ist alles schön und gut und recht; nur die
 Menschen sind der Meinung, das eine sei recht, das andere
 unrecht.

Wie könnte man verborgen bleiben vor dem Licht, das nie
 untergeht? . . .

. . . Alles geschieht nach Schicksalsnotwendigkeit. . . .

5. Empedokles (der Atomist): Der Stoff, das beharrliche Sein, Liebe und Haß ist der Grund der Bewegung.

... Nie kommt Gott uns so nah, daß wir mit Augen ihn sehen oder mit Händen greifen ihn könnten: durch diese Organe bahnt ja zumeist in der Menschen Herz Überzeugung den Weg sich. Empedokles (um 440).

Nicht hat Gott einen menschlichen Leib, des Zierde das Haupt ist,

Auch nicht schwingen vom Rücken sich ihm zweigartig zwei Arme,

Noch hat er Füße noch hurtige Knie noch zeugende Glieder, Sondern heiliger Geist nur, unaussprechlicher ist er, Der mit Gedankenschnelle im Flug das Weltall durchwaltet.

Selig, wer einen Schatz an göttlichem Geist sich erworben; Elend, wer noch in finsternem Bahn von den Göttern besangen. ... Loren sind es, zu kurz an Geist und Gedanken geraten, So da vermeinen, was früher nicht war, das könne entstehen Oder, was ist, dem Tod und Untergang völlig verfallen. —

Nimmermehr kann ja aus dem, was nicht ist, etwas entstehen;

Und daß vergehe, was ist, ist unerhört und unmöglich.

Denn es wird immerdar sein an der ihm gewiesenen Stelle.

Nirgends ist etwas leer noch überflüssig im Weltall.

Nichts im Weltall ist leer; und woher sollt' hinzu etwas kommen?

Liebe und Haß: wie sie waren bisher, so werden sie immer Sein und ich glaube, sie werden in Ewigkeit niemals vergehen. . .

6. Anaxagoras: Der Geist, die Vernunft (*νοῦς*) ist der Urgrund aller Dinge.

Der Geist.

... Der Geist ist das feinste und reinste von allen Dingen und er hat vollständige Kenntnis von allem und die größte Kraft. Alles was Seele hat, Großes und Kleines, beherrscht der Geist. Auch über die ganze Kreisbewegung ward der Geist Herr, so daß er diese Bewegung ihren Anfang nehmen ließ. Zuerst begann die Kreisbewegung irgendwo im kleinen, dann nahm sie einen größeren Umfang an und sie wird noch mehr zunehmen. Und was sich vermengte und sonderte und Anaxagoras (um 500 geb.).

schied, von all dem hatte der Geist Kenntnis. Alles ordnete der Geist, wie es künftig sein sollte, wie es war (was jetzt nicht mehr besteht) und wie es augenblicklich ist, auch diese Kreisbewegung, in der jetzt die Sterne, die Sonne und der Mond begriffen sind sowie Luft und Äther, die sich ausscheiden. Eben die Kreisbewegung ist es, welche die Ausscheidung bewirkt. Es scheidet sich vom Dünnen das Dichte, vom Kalten das Warme, vom Dunkeln das Helle und vom Feuchten das Trockene. Da gibt es viele Teile von vielen Stoffen. Jedoch scheidet oder löst sich kein Stoff ganz vom andern, ausgenommen den Geist. Geist aber, ob größer oder kleiner, ist stets von gleicher Art. Dagegen ist sonst kein Ding dem andern gleich, sondern jedem Einzelwesen verleihen und verliehen die Stoffe, deren es am meisten enthält, die deutlichsten Kennzeichen.

Nachdem der Geist den Anstoß zu der Bewegung gegeben hatte, begann die Ausscheidung aus dem in Bewegung gesetzten All, und alles, was der Geist in Bewegung gesetzt hatte, das löste sich voneinander. Und während die Stoffe sich bewegten und voneinander lösten, bewirkte die Kreisbewegung, daß die Loslösung an Stärke noch zunahm.

Der Geist, welcher immer ist, ist wahrhaftig auch jetzt vorhanden, da wo auch alles übrige ist, in der umgebenden Masse, an den sich daran ansetzenden und in den schon davon ausgeschiedenen Stoffen. . . .

7. Demokrit: Bewußtlose Notwendigkeit ist der Grund der Bewegung.

Demokrit . . . Ich möchte lieber einen einzigen ursächlichen Zusammenhang (um 460 geb.) entdecken, als König der Perser werden. . . .

. . . Die Natur besteht aus Atomen, die im leeren Raum umhergeschleudert werden. . . .

. . . Was wir alle kennen, ist der Mensch. . . .

. . . Der Mensch ist eine kleine Welt. . . .

II. Das Suchen nach einem Sinn des Lebens.

... Als kindisch gilt der Mann der Gottheit wie das Kind dem Manne.

Menschliche Sinnesart hat keine Einsicht, sondern nur göttliche.

Der weiseste Mensch wird im Vergleich mit Gott wie ein Affe erscheinen an Weisheit, Schönheit und allen andern Eigenschaften. . . .

... Des Menschen Sinnesart ist sein göttliches Geschick. . . .

Mit der Lust zu kämpfen ist schwer; denn was sie will, erkaufte man um den Preis seiner Seele. . . .

... Es ist für die Menschen nicht gut, daß ihnen alles zuteil wird, was sie wollen.

Wenn das Glück im sinnlichen Genuß bestünde, so müßten wir das Vieh glücklich nennen, wenn es Wicken als Futter findet.

Der Esel zieht Spreu dem Golde vor. . . .

... Man soll nicht am Schmutz seine Freude haben. . . .

... Edle Menschen erstreben Eines vor allem anderen: ewigen Ruhm vor den vergänglichen Dingen. Die Menge aber ist satt wie Herdentiere.

Im Kampf gefallene Helden werden von Göttern und Menschen geehrt. . . .

Aus dem Gedicht „über die Natur“.

Wenn mit gespannter Kraft des Geistes, in reinem Bestreben Empedokles.

Du hingebenden Herzens das Weltengeheimnis geschaut hast,

Dann geht solche Erkenntnis in Ewigkeit nie dir verloren.

Wuchern wirst du sogar mit diesem Schatz; von selber

Wächst und verwächst er mit jedem Charakters persönlichem Wesen.

Trachtest du aber nach anderen Gütern, wie zahlreich und kleinlich,

Sie, den Menschen zwar wert, abstumpfen die Schärfe des Denkens,

Wahrlich, dann werden sie bald dich verlassen im Rollen der Jahre,

Strebend zurück zum eigenen Stamm, dem geliebten, zu kehren.

Allem nämlich, vernimm, ward Bewußtsein zuteil und Gedanken.

Was an Arzneien es gibt, um Krankheit und Alter zu wehren,
Sollst du erfahren. Für dich ja allein vollend' ich dies alles.
Bannen auch wirfst du des Sturms nie müde Gewalt, der die Erde

Fegt in wildem Gebraus und rings die Fluren verwüstet.
Und nicht minder herbei wird zwingen dein Wille die Winde.
Neigung ist's schwacher Naturen, den Starcken am Geist zu mißtrauen.

Unserer Muse versage den Glauben du nicht, den sie heischet,
Und, wenn ihr Wort dir ins Innere drang, nimm an die Erkenntnis. . .

. . . Das nur glauben sie, was auf seiner Irrfahrt gerade
Jeder erfahren, und prahlen, sie hätten das Ganze gefunden.
Denn so wenig erfährt das Ohr und Auge der Menschen
Oder ihr Geist die Welt. Doch weil du abseits dich hier einfandst,
Sollst du erfahren, so viel als menschlicher Einsicht erreichbar . .

. . . Götter, behütet vor Worten des Wahns mir immer die Zunge,
Lasset nur lauterem Quell aus heiligem Munde entströmen . . .

. . . Also lautet ein Schicksalspruch, ein alter und ew'ger
Götterbeschluß, versiegelt ist er mit mächtigen Eiden:
Wer von den göttlichen Wesen, begabt mit dauerndem Leben,
Sich, vom Hasse verführt, mit des Mordes Bergehen befleckt hat
Oder des Meineids Schuld durch falsches Schwören sich auf lud,
Dreißigtausend Jahre muß fern er den Seligen schweifen,
Um im Laufe der Zeit der Sterblichkeit bunte Gestalten
Anzunehmen im Wechsel mühseliger Pfade des Lebens.
Denn sie jagt der Lüfte Gewalt zu den Fluten des Meeres
Und auf das Festland speit sie das Meer, sie schleudert die Erde
Nach den Strahlen der leuchtenden Sonne und diese sie wieder

In die Wirbel der Luft: so empfängt die allen Verhaßten
Eins vom andern. Auch ich bin jetzt so ein irrender Wanderer,
Da ich dem rasenden Hasse vertraut, verbannt von der
Gottheit.

. . . Es wird sich zeigen, daß es gar schwierig ist zu erkennen, welche Eigenschaften jedes Ding in Wirklichkeit hat. Demokrit.

Wir nehmen in Wirklichkeit nichts Untrüglichen wahr, sondern bekommen nur Eindrücke, die entsprechend dem jeweiligen Zustand unseres Körpers und den in ihn eingehenden und gegen ihn andringenden Vorstellungsbildern wechseln.

In Wirklichkeit wissen wir nichts; denn die Wahrheit liegt in der Tiefe. . . .

. . . Menschen, die den Tod zu fliehen suchen, laufen ihm in den Nachen.

Nur Toren wollen aus Furcht vor dem Tode alt werden.

Toren sind die Menschen, denen das Leben vergällt ist, und die dennoch leben wollen aus Angst vor dem Hades.

Nur die Menschen sind der Gottheit lieb, denen unrecht tun zuwider ist.

Gesundheit erbitten sich die Menschen in ihren Gebeten von den Göttern; daß es aber in ihrer eigenen Hand liegt, diese Dinge zu erhalten, daran denken sie nicht, sondern indem sie durch Unmäßigkeit das Gegenteil davon bewirken, werden sie vermöge ihrer Lüfte selbst zu Verrätern an ihrer Gesundheit.

Die Medizin heilt die Krankheiten des Leibes, die Philosophie beseitigt die Leidenschaften der Seele.

Es ist für den Menschen am besten, das Leben so viel wie möglich in Gemütsruhe und so wenig wie möglich in Mißmut hinzubringen. Dies läßt sich erreichen, wenn man seine Lust nicht im Vergänglichen sucht.

Wer in Gemütsruhe leben will, muß sich von Vielgeschäftigkeit ferne halten, sowohl im privaten als auch im öffentlichen Leben, und die Aufgaben, die er sich stellt, dürfen seine natürliche Kraft und Begabung nicht übersteigen; vielmehr muß er so sehr auf sich achtgeben, daß, auch wenn das Glück ihn begünstigt und scheinbar aufwärts führt, er sich nicht darum kümmerge und nicht etwas angreife, das über seine

Kraft geht. Denn sicherer fährt, wer sein Haus imstande hält, als wer ein großes Haus macht.

Wer sich der Gemütsruhe erfreut, wird von selbst geneigt sein, nach Recht und Gesetz zu handeln; im Wachen und Schlafen ist er fröhlich, stark und sorglos. Wer sich aber über das Recht hinwegsetzt und seine Pflichten nicht erfüllt, für den wird all das beim bloßen Gedanken daran eine Quelle des Ärgers, der Angst und der Selbstanklage. . . .

. . . Die Frucht der Gerechtigkeit ist Sicherheit des Urteils und Befreitsein gegen Einschüchterung, das Ende der Ungerechtigkeit aber Angst vor Unglück.

Weisheit, die sich nicht einschüchtern läßt, ist das allerwertvollste Gut und höchster Ehre würdig.

Die Menschen haben sich ein Phantasielbild des Zufalls zurechtgemacht als Deckmantel ihrer eigenen Unentschlossenheit. Denn der Zufall gerät nur selten mit der Überlegung in Streit; meistens vermag verständiger Scharfblick die Schwierigkeiten des Lebens ins reine zu bringen. . . .

. . . Den Menschen ziemt es, auf die Seele mehr Rücksicht zu nehmen als auf den Leib; denn die Vollkommenheit der Seele kann die Gebrechlichkeit des Leibes ergänzen, Körperkraft aber ohne Geist macht die Seele in keiner Hinsicht besser. . . .

. . . Schönheit des Leibes ist etwas Tierisches, wenn sie nicht Ausdruck des Geistes ist.

Bei den Tieren zeigt sich das edle Blut in der Vollkommenheit ihres Körperbaus, bei den Menschen in der Bediegenheit ihres Charakters. . . .

. . . Ein Leben ohne Feste ist wie eine lange Wanderung ohne Einkehr. . . .

. . . Nicht alle unsere Verwandten sind unsere Freunde, sondern nur diejenigen, die in ihren Zwecken mit uns harmonieren. . . .

. . . Wer auch nicht einen guten Freund besitzt, ist nicht wert zu leben. . . .

... Dem weisen Manne steht jedes Land offen; denn die Heimat einer edlen Seele ist die ganze Welt . . .

III. Erziehung.

... Für die Kinder zu viel Geld zusammenzusparen ist nur ein Vorwand der Habsucht, die damit ihren eigenen Charakter aufweist. Heraklit.

... Nicht aus Furcht, sondern aus Pflichtgefühl soll man das Böse unterlassen. . . . Demokrit.

... Natur und Erziehung sind verwandt. Denn die Erziehung wandelt den Menschen um; indem sie ihn aber umwandelt, schafft sie eine neue Natur.

Es werden mehr Leute durch Schulung als durch natürliche Begabung tüchtig. . . .

... Wenn man die Knaben nicht zu geordneter Arbeit anhält, so werden sie weder Lesen und Schreiben lernen noch Musik noch Turnen, noch, worauf am meisten die Tüchtigkeit beruht, Achtung vor andern. Denn gerade aus solcher Gewöhnung pflegt die Achtung hervorzugehen. . . .

... Des Vaters sittliche Lebensführung ist für die Kinder die eindrücklichste Lehre. . . .

... Gutsein heißt nicht nur kein Unrecht tun, sondern auch keines tun wollen. . . .

IV. Für unsere Zeit.

Die Politik ist die größte Kunst. Es lohnt sich, sie zu studieren und sich politischer Arbeit zu widmen, die dem Menschenleben Größe und Glanz verleiht. Demokrit.

Bürgerkrieg ist für beide Parteien ein Unglück; denn Sieger und Besiegte haben davon den gleichen Schaden.

... Wer seine eigenen Fehler vergift, wird frech.

Einem minderwertigen Menschen untergeben zu sein, ist schwer.

Für unverständige Menschen ist es besser, wenn sie gehorchen müssen, als wenn sie befehlen dürfen.

Einer gilt mir für zehntausend, wenn er von edler Art ist.

b) Sokrates.

Seine Verteidigung, letzte Reden und Tod*).

(399 v. Chr.)
Aus der Ver-
teidigungsrede
des Sokrates
vor seinen
Richtern.

... Nicht schön ist's von dir, Mensch, wenn du meinst, ein Mann, der auch nur einigen Wert besitzt, dürfe Gefahr um Leben oder Tod in Rechnung ziehen, müsse nicht vielmehr allein darauf sehen, ob er recht oder unrecht tue, ob sein Handeln das eines guten oder eines bösen Mannes sei. . . .

... Wo man sich selbst nach bestem Wissen hinstellt, oder von einem Oberen hingestellt wird, auf dem Posten muß man ohne Rücksicht auf Gefahr aushalten, und nichts, weder Tod noch sonst etwas, darf man in Rechnung ziehen vor der Schmach. . . .

Wenn ihr also zu mir sagen würdet: „Sokrates, für diesmal wollen wir dem Ankläger nicht folgen, sondern dich loslassen unter der Bedingung, daß du die philosophische Menschenprüfung nicht mehr betreibst, wirst du aber fernerhin dabei betroffen, so mußt du sterben — wenn ihr mich also, wie gesagt, unter dieser Bedingung freisprechen wolltet, dann würde ich zu euch sagen: „Ihr seid mir lieb und wert, Männer von Athen — aber dem Gott werde ich mehr gehorchen als euch, und solange ich noch atme und es vermag, will ich nie aufhören zu philosophieren und euch zu ermuntern und zu weisen, wem ich auch von euch begegne: „Schämst du dich nicht, mein Bester,“ werde ich wie gewohnt sagen, „als Bürger von Athen, einer so großen und durch Tüchtigkeit und Intelligenz so berühmten Stadt, dein Sinnen und Trachten auf möglichst großen Gelderwerb, auf Ruhm

*) Vergl. Platon: Apologie und Kriton, übers. v. D. Kiefer, und Phaidon, übers. v. R. Kassner und R. Preisendanz. Verlag Friedrichs, Jena.

und Ehre zu richten, während dir die Einsicht und Wahrheit und das Heil deiner Seele keine Sorge macht?" . . .

Denn das befiehlt mir der Gott, wie ihr wissen müßt. Auch glaube ich, daß dem Staate noch nie ein größeres Gut zuteil geworden ist als dieser Dienst, den ich dem Gott leiste. Tue ich doch nichts anderes als umhergehen und jung und alt unter euch überreden, ja nicht eher für den Leib und für das Geld in so hohem Grade zu sorgen, als für das möglichst beste Gedeihen der Seele, indem ich zeige, daß nicht aus dem Reichtum die Tugend, sondern aus der Tugend der Reichtum und alle anderen menschlichen Güter erwachsen, für den einzelnen sowie für die Gesamtheit. Verderbe ich durch diese Reden die Jugend, so müßten sie wohl schädlich sein; behauptet aber jemand, ich rede etwas anderes als dies, so sagt er nichts. Somit erkläre ich, ihr Männer von Athen, ob ihr dem Kläger folgt oder nicht, ob ihr mich freisprecht oder nicht: ich werde auf keinen Fall anders handeln, auch wenn ich noch so oft sterben müßte. . . .

Wenn ihr mich tötet, so werdet ihr nicht so leicht wieder einen finden, der geradezu — so lächerlich es auch klingen mag — vom Gotte der Stadt beigegeben ist, wie der Lenker einem großen, edeln Pferd, das, in Folge seiner Größe etwas schläfrig, eines ständigen Anspornes bedarf. Zu diesem Zweck hat mich, wie ich glaube, der Gott der Stadt zugeteilt, damit ich unaufhörlich euch wecke, ermuntere und tadle, indem ich jedem Einzelnen den ganzen Tag und allenthalben zusehe. . . .

Vielleicht mag es sonderbar scheinen, daß ich mich so viel damit beschäftige, dem E i n z e l n e n zu raten, während ich es nicht wage, öffentlich vor die Menge zu treten und d e r S t a d t Ratschläge zu geben. Der Grund dafür, den ich euch schon oft und an vielen Orten gesagt habe, liegt in der Einwirkung, die ein göttliches und dämonisches Etwas auf mich ausübt, was ja auch Meletos in seiner Klageschrift erwähnt hat, um sich darüber wie in der Komödie lustig zu machen. Das hat schon in meiner Kindheit begonnen und zwar in der Weise, daß sich mir eine Art Stimme kundgibt, die mir jeweils von dem, was ich tun will, abrät, aber nie zuredet. . . .

Würde ich euch gegen euren Eid durch Bitten zu etwas überreden oder nötigen, so würde ich euch ja geradezu lehren, nicht an das Dasein von Göttern zu glauben, und mich selbst

durch meine Verteidigung recht eigentlich anklagen, daß ich nicht an Götter glaube. Aber weit entfernt, daß es so wäre! Ich glaube nicht nur an Götter, ihr Männer von Athen, wie keiner von meinen Anklägern, sondern überlasse es auch euch und dem Gott, über mich zu entscheiden, wie es für mich am besten ist und für euch. . . .

Vielleicht sagt jetzt einer: Schweigend und still, Sokrates, kannst du also nicht leben nach deiner Verbannung? Euch davon zu überzeugen, ist das Allerschwierigste. Denn sage ich: das hieße dem Gott ungehorsam sein, und darum könne ich nicht still bleiben, so meint ihr, ich mache Witze und glaubt mir nicht. Sage ich aber, es sei für den Menschen das größte Gut, jeden Tag über die Tugend Gespräche zu führen und über andere Dinge, worüber ihr mich reden hört, wenn ich mich selbst und die andern erforsche, ein unerforschtes Leben aber sei für den Menschen gar nicht lebenswert — wenn ich das sage, glaubt ihr mir noch weniger. . . .

Aus der Rede nach der Strafbestimmung.

. . . Nicht das ist schwierig, ihr Männer, dem Tode zu entgehen, sondern viel schwieriger ist's, der Schlechtigkeit; denn sie läuft schneller als der Tod. So bin auch ich, ein langsamer und alter Mann, doch von ihm, dem noch langsameren, eingeholt worden, meine Ankläger aber, stark und schnell wie sie sind, vom Schnelleren, der Schlechtigkeit. So gehe ich denn hin, von euch des Todes schuldig erklärt, der Nichtswürdigkeit und Ungerechtigkeit. Und wir müssen uns beide mit dem Spruche beruhigen. . . .

Aber auch ihr, ihr Richter, müßt in bezug auf den Tod guter Hoffnung sein und dies eine als wahr erkennen, daß es für einen guten Mann kein Übel gibt, weder im Leben noch nach dem Tode, und daß sein Geschick von den Göttern nicht vernachlässigt wird. So hat sich auch meines nicht zufällig so gestaltet, sondern soviel ist mir klar, daß es für mich schon besser ist zu sterben und von des Lebens Plagen befreit zu sein. Darum ist mir auch die

Warnungsstimme nirgends entgegengetreten, und ich zürne denen, die mich angeklagt und verurteilt haben, nicht besonders. Sie haben mich freilich nicht in dieser Besinnung angeklagt und verurteilt, sondern sie dachten mir zu schaden und darum verdienen sie Tadel. . . .

Doch es ist wohl schon Zeit, daß wir gehen, ich zum Tode, ihr zum Leben. Wer aber von uns beiden dem besseren Geschick entgegengeht, weiß niemand als nur der Gott. . . .

Aus dem Kriton: Versuch eines Schülers,
seinem verurteilten Lehrer das Leben zu retten, und Sokrates
Antwort darauf.

Man darf keinem Menschen Unrecht mit Unrecht, Böses mit Bösem vergelten, was man auch von ihm erlitten hat. . . .

Ist deine Weisheit so gering, daß sie dir nicht einmal sagt: Teurer als Vater und Mutter und alle anderen Vorfahren ist das Vaterland und ehrwürdiger und heiliger, und steht in größerem Ansehen bei Göttern und bei den Menschen, die Vernunft haben; man muß es mehr ehren, ihm folgen und ihm gute Worte geben, wenn es zürnt, als einem Vater. Man muß es entweder eines Besseren belehren oder tun, was es befiehlt, und die Leiden, die es auflegt, gelassen ertragen, ob man nun geschlagen oder gefesselt wird, ob man in den Krieg berufen, verwundet oder getötet wird — alles muß man ertragen und es ist recht so; man darf nicht weichen, noch sich zurückziehen, noch seinen Posten verlassen, sondern im Krieg, vor Gericht, kurzum überall muß man handeln, wie der Staat und das Vaterland es befiehlt, oder es vom Rechten überzeugen; Anwendung von Gewalt ist schon gegen Vater und Mutter eine Sünde, um wieviel mehr aber erst gegen das Vaterland!

Von den letzten Stunden und dem Tode eines griechischen Weisen etwa 430 Jahre vor dem Tode Christi.

Sokrates' Tod Wie war Sokrates vor seinem Tode, nach Platons Phaidon? Was sprach er noch alles, und was tat er?

Phaidon.

Ph. . . . „Ach! mir war damals ganz wunderbar zumute. Eigentlich überkam mich gar nicht das Mitleid, das wir mit einem sterbenden Freunde haben sollten. Sokrates schien mir glücklich zu sein, seine Haltung und seine Worte verrieten nur Glück. So furchtlos und tapfer ging er in den Tod, daß ich den Eindruck hatte: dieser Mann scheidet nicht ohne göttliche Sendung von uns; wenn je ein Mensch, so wird er auch dort unten wohl fahren. Und darum, sage ich, war in mir nichts von Mitleid, wie es bei einem so traurigen Anlaß zu erwarten wäre. Allerdings auch nichts von jener Freudigkeit, wie sie in uns lebte, so oft wir zusammen Philosophie trieben — unsere tägliche Gewohnheit, denn auch diesmal handelte unser Gespräch ungefähr davon. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll: Eine merkwürdige Ergriffenheit war in mir: eine ungewohnte Mischung von Freude und Trauer, wenn ich daran denken mußte, daß er nun gleich sterben werde. Und allen anderen Anwesenden ging es beinahe ebenso wie mir: bald lachten wir, bald kamen uns wieder die Tränen . . .“

Als wir den Abend vorher aus dem Gefängnis gekommen waren, hatten wir erfahren, daß das Schiff aus Delos zurückgekehrt sei, und da verabredeten wir uns, den nächsten Morgen so früh wie möglich am gewohnten Orte zu erscheinen. Das geschah auch, doch der Gefängniswärter, der uns das Tor zu öffnen pflegte, trat uns aus dem Gefängnis entgegen und hieß uns noch warten und nicht eher hineingehen, bis er uns die Erlaubnis gegeben hätte. „Die Elf nehmen eben Sokrates die Fesseln ab und verkünden ihm, daß er heute noch sterben müsse.“ Es dauerte aber nicht lange, da kam er wieder zurück und ließ uns eintreten. Wir fanden Sokrates schon ohne Fesseln. . . . Sokrates setzte sich nun wieder, zog die Beine ein und rieb sie mit der Hand, dabei sagte er: „Sonderbar, Freunde, ist doch das, was die Menschen angenehm nennen. In wie seltsamer Beziehung steht es nicht zu dem, was sein Gegensatz zu sein scheint, zum Schmerzlichen: Zugleich wollen die beiden nicht im Menschen weilen; so aber ein Mensch der

Freude nachgeht und nach der Freude greift, muß er auch den Schmerz hinnehmen und umgekehrt, als hingen die zwei an einem Ende zusammen. Und ich meine, wenn Aisopos daran gedacht hätte, würde er daraus eine Fabel gemacht haben, in dem Sinne ungefähr: Gott hat den Wunsch, Freude und Schmerz zu versöhnen, denn die beiden sind geschworene Feinde. Doch da er es ohne weiteres nicht imstande ist, so bindet er sie, die Freude und den Schmerz, an deren beiden Enden zusammen. Wenn also der Mensch schon den Schmerz hat, bekommt er nachher noch die Freude und umgekehrt. So scheint es auch mir jetzt zu ergehen: nachdem ich infolge der Fesseln im Beine Schmerzen gehabt habe, scheint jetzt das Wohlbehagen nachzukommen!“

„Was in wenig bekannten, geheimnisvollen Schriften darüber gesagt wird: Daß wir Menschen hienieden wie auf einem Wachtposten stünden und daß niemand sich selber eigenwillig davon ablösen und davonlaufen dürfe, das scheint mir groß gedacht und voll tiefer Bedeutung. Und auch das halte ich für sehr richtig, daß die Götter da seien, um für uns Sorge zu tragen, daß wir Menschen eben nur zum Eigentum der Götter gehörten. Hältst du das nicht auch für richtig? Nimm also einmal an: Einer von deinen Sklaven, die dein Eigentum sind, wollte an sich selber Hand anlegen, ohne daß dein Wunsch ihn dazu ermächtigt hätte, solltest du dem Sklaven da nicht zürnen und diese Untat an ihm ahnden dürfen, so du es vermagst? . . .

Wenn ich nicht den festen Glauben hätte, zu weisen und guten Göttern zu kommen und dann auch zu Verstorbenen, die edler sind als die Menschen hier, es wäre unrecht von mir, mich gegen meinen Tod nicht zu sträuben. Doch wisset, ich hoffe wirklich, mich dort edlen Menschen zu gesellen. Und wenn mich auch diese Hoffnung nicht zu beruhigen vermöchte — daß ich aber zu den Göttern, guten Herren, komme, darauf wollte ich bauen, seid überzeugt. Und darum sträube ich mich nicht gegen den Tod und darum nähre ich die frohe Hoffnung, daß es ein Leben jenseits gebe für die Verstorbenen, und daß, wie dies schon seit je behauptet wird, es dort den Guten besser ergehe als den Bösen. . . .

Sehet, die Leute scheinen in der Tat nicht zu ahnen, daß Männer, die treu an der Philosophie hängen, im Leben, im

ganzen Leben nichts anderes betreiben und besorgen als ihr Sterben und den Tod. Und wenn das wahr ist, dann wäre es höchst verkehrt, sein Leben lang an den Tod zu denken, dann aber in der Todesstunde sich gegen den eigenen Wunsch und das eigene Ziel zu kehren!“ . . .

. . . „Was, glauben wir, ist nun der Tod? Er ist doch etwas? . . . Doch nichts anderes als die Befreiung der Seele vom Körper? Und das hieße dann gestorben sein: der Körper und die Seele sind voneinander getrennt, und ein jegliches ist sich selber gelassen?“

Die Sorge des
Weisen.

Mit einem Worte — des Philosophen Sorge wird überhaupt nicht auf den eigenen Leib zielen; so viel er vermag, wird er diese dem Leibe entziehen und auf seine Seele legen. . . .

. . . Muß sich dann nach allem nicht unter den echten Philosophen die gleiche Anschauung bilden, der sie auch untereinander etwa folgenden Ausdruck leihen: Es gäbe gleichsam nur einen schmalen Pfad, der uns heraus aus den Irrfaken ans Ziel führe, weil, solange noch unsere Sinne sich in das Denken mischen und die Seele mit dem Leibe, diesem Übel, verkoppelt sei, wir nie recht erlangen könnten, wonach wir uns sehnten: die Wahrheit?

Dann nach dem Tode wird die Seele in sich selbst ruhen, dem Leibe entrückt, früher nicht. Solange wir aber noch leben, werden wir, scheint es, der Erkenntnis am nächsten kommen, wenn wir uns dem eigenen Leibe soviel als möglich entfremden und die Sinne, wo nicht unbedingte Notwendigkeit uns an sie bindet, verleugnen und uns mit deren Kraft nicht füllen, sondern uns vom Fleische reinhalten, bis Gott selbst uns erlöst. Dann erst, gereinigt und ledig der Torheit unseres Leibes, dürften wir uns wohl zu unseresgleichen gesellen und aus uns selbst unmittelbar alles klar erkennen, und das ist dann vielleicht die Wahrheit

Die Seele zu erlösen, darum bemühen sich vor allem und einzig die echten Philosophen, ja gerade das ist deren ganze Sorge — diese Erlösung.

Die echten Philosophen üben sich also wahrhaftig im Sterben, und nichts fürchten sie weniger als den Tod. Ein Mensch aber, der die Erkenntnis liebt wie einen Geliebten

und die einzige Hoffnung hat, diese wirklich nur tief unten in der Welt der Geister zu finden, er sollte sich gegen seinen Tod wehren und dem Tode nicht willig folgen? Nein, Freund, das dürfen wir nicht glauben, so dieser Mensch wahrhaftig die Weisheit liebt. . . .

. . . Ergibt sich nicht aus allem, daß die Seele das Ebenbild und der Sinn sei alles Göttlichen und Unsterblichen und Vernünftigen, jeder bleibenden Gestalt, des Unauflösllichen und in sich selbst Ruhenden, und daß der Leib zum Menschlichen und Sterblichen und Vielgestaltigen und Unvernünftigen und Unauflösbaren und sich selber stets Fremden gehöre?

Die Unsterblichkeit der Seele.

Die Seele aber, die unsichtbare, die in ein unsichtbares, hohes und reines Reich eilt, in die wahre Welt der Geister, zu dem guten und weisen Gotte, dorthin, wohin auch, so Gott will, meine Seele bald ziehen wird, diese hohe und reine, der Geisterwelt eingeborene Seele sollte, vom Leibe entbunden, zerfallen und vergehen, wie es die Menge glaubt? . . . Ich sage, so die Seele, die reine Seele sich des Leibes entledigt und nichts vom Leibe mit sich schleppt, weil sie im Leben schon freiwillig nichts mit ihm gemein hatte und vor ihm geflohen und in sich selber gesammelt und nur um diese Sammlung besorgt war — und das heißt doch soviel wie richtig philosophieren und unermülich um den Tod bekümmert sein? oder sollte dies nicht die Sorge um den Tod sein? —

Dann, sage ich, scheidet die Seele von hinnen in das ihr angestammte, unsichtbare, göttliche, ewige Reich der Vernunft, dort darf sie sich ihres Heiles freuen, erlöst vom Irrtum, von der Sinnlosigkeit, der Angst, der wilden Liebe und allen Übeln, und dort lebt sie wahrhaftig, wie es unter den Eingeweihten heißt, mit den Göttern.

In das Geschlecht der Götter darf nicht eintreten, wer nicht die Weisheit geliebt und rein aus dem Leben geschieden ist, nur der um Erkenntnis Bemühte darf sich den Göttern gesellen. Und darum enthalten sich die wahren Philosophen aller Begierden des Fleisches und beherrschen sich und werfen sich nicht weg. Sie fürchten nicht, daß man ihr Heim zerstöre,

sie fürchten die Armut nicht gleich der Menge, gleich den Kräthern. Und sie scheuen auch nicht die Achtung und Ruhmlosigkeit gleich den Herrschsüchtigen und Ehrgeizigen. . . . Und darum sagen sich alle, die um die eigene Seele besorgt sind und nicht für den Leib leben, von den anderen Menschen los und gehen nicht deren Wege — denn diese wissen nicht, wohin der Weg sie führt. . . .

Vom Schwannengesang des Seherß. . . . Schwer nur werde ich die anderen Menschen davon überzeugen, daß ich das, was mir bevorsteht, nicht für ein Unglück nehme, da nicht einmal ihr es mir glauben wollet und fürchtet, ich vermöchte jetzt anders zu fühlen als früher. Es scheint wirklich, ihr haltet mich für einen schlechteren Seher als den Schwan, der im Vorgefühl des nahenden Todes, trotzdem er auch schon früher gesungen hat, sein schönstes Lied singt, denn er ist froh darüber, daß er nun endlich zu dem Gotte kommt, dessen Hüter er hier war. . . . Ein Seher des Apollon, ahnt der Schwan im voraus alle Seligkeit der Unterwelt, und darum stimmt er sein Lied an und freut sich am Tage seines Todes mehr als an den anderen. Auch ich bin, glaube ich, gleich dem Schwan ein Diener dieses Gottes, und dem Gotte geweiht und besitze von ihm, meinem Herrn, ebenso wie der Vogel die Seherkraft, und dann werde ich gleichfalls gerne mein Leben los. . . .

Der Seelenzustand des Weisen im Tode. Der Preis ist hoch und die Hoffnung groß. Daß sich alles genau so füge, wie ich es jetzt erzählt habe, darauf darf freilich ein vernünftiger Mann nicht bauen wollen; daß es aber so oder ähnlich um unsere Seelen und deren Wohnsitze stehe, wenn die Seele unsterblich ist, dürfen wir wohl glauben, und es lohnt sich auch, diesen Glauben zu wagen. Das Wagnis ist edel, und mit diesem Glauben soll sich ein jeder gleichsam bezaubern und weihen. Schließlich habe auch ich nur deshalb so lange an diesem Märchen gesponnen. Und darum braucht auch ein Mann um seine eigene Seele unbesorgt zu sein, der in diesem Leben jeder Lust des Leibes entsagt und jeden Schmuck verworfen hat, weil das ihm fremd ist und sein Leiden nur noch größer macht, dieses hohen Preises wegen, sage ich, braucht ein Mann um seine Seele unbesorgt zu sein, der nach Erkenntnis gestrebt und um die Seele nicht den fremden sondern den ihr eingeborenen Schmuck getan hat:

die Gerechtigkeit, die Besonnenheit, den Mut, die Freiheit und Wahrheit, und also geschmückt auf seine Fahrt nach der Unterwelt wartet, um zu ziehen, wenn das Geschick ihn ruft.

... Ihr alle, alle werdet ihr späterhin jeder zu seiner Sokrates letzte Zeit die Reise antreten; mich ruft jetzt schon, würde ein Tra-Stunde u. Tod. giger sagen, das Schicksal. Die Stunde ist gekommen, daß ich mich nach dem Bade umsehe; es ist, meine ich, besser, daß ich mich bade, bevor ich das Gift trinke, ich erspare dadurch den Weibern die Mühe, meinen Leichnam zu waschen."

Da Sokrates also gesprochen, fiel Kriton ein: „Du hast recht, Sokrates! Hast du aber diesen da oder mir nichts betreffs deiner Kinder aufzutragen? Oder gibt es vielleicht sonst noch etwas, womit wir dir gefällig sein könnten?"

„Nichts, Kriton, nichts anderes, als was ich immer sage: Denkt an euch selber, an eure Seele, so werdet ihr alles, was ihr tut, mir und den Meinen und euch selber zu Danke machen, auch wenn ihr mir jetzt keine Versprechungen macht. Wenn ihr aber euch und eure Seele vergeßet und dem, was ich euch jetzt und immer gelehrt, nicht folgen wollet wie einer Spur, so werdet ihr mir es niemals recht machen, auch wenn ihr mir jetzt noch so viel verspricht."

... Mit diesen Worten stand Sokrates auf und ging in ein Gemach nebenan, um zu baden; Kriton folgte ihm, uns aber hieß er zurückbleiben. Wir warteten also und unterhielten uns über des Sokrates Worte und überdachten alles noch einmal. Dann aber ließen wir uns über das Unglück aus, das uns alle treffen würde, denn wir hatten das Gefühl, von jetzt an wie Waisen, des Vaters beraubt, leben zu müssen. Inzwischen hatte Sokrates sich gebadet, man hatte ihm seine Söhne gebracht — zwei waren noch Kinder, einer erwachsen — auch die Frauen aus seiner Verwandtschaft waren gekommen; Sokrates redete mit ihnen in Kritons Anwesenheit und trug ihnen seine letzten Wünsche auf, dann aber ließ er sie, Frauen und Kinder, wegführen und kam zu uns zurück. Die Sonne war im Untergehen, Sokrates hatte lange drinnen verweilt. Jetzt setzte er sich wieder zu uns, viel wurde nicht mehr gesprochen. Da kam der Scherge der Elf, trat vor Sokrates und redete ihn also

an: „Über dich, Sokrates, werde ich mich nicht zu beklagen haben, die andern machen mir Vorwürfe und fluchen mir, wenn ich sie auf Geheiß der Richter auffordere, das Gift zu trinken. Dich aber habe ich auch sonst als den edelsten und mildesten und besten Menschen kennen gelernt von allen, die je hierher gekommen, und darum weiß ich auch jetzt, daß du mit den Richtern und nicht mit mir zürnen wirst, denn du siehst ein, was mich dazu zwingt. . . . Nun, du weißt, warum ich komme, heil dir, trage leicht, was sein muß!“ Weinend kehrte der Mann um und ging weg.

Sokrates sah ihn an und rief: Heil auch dir, Mensch! ich will es tun! (Und zu uns gewendet, fuhr er fort): „Wie zartfühlend ist nicht dieser Mann! Die ganze Zeit über kam er her und unterhielt sich zuweilen mit mir, er ist der geringste unter den Menschen, und doch wie edel von ihm, jetzt um mich zu weinen! Kriton, ich will ihm folgen, man soll das Gift hereinbringen, wenn es gerieben ist; sonst soll es der Mann gleich reiben.“

Kriton erwiderte: „Sokrates, ich glaube, die Sonne steht noch auf den Bergen und ist noch nicht untergegangen. Ich weiß auch von anderen, die erst sehr spät das Gift genommen haben, lange nachdem sie dazu aufgefordert waren; sie tranken und aßen zuerst recht viel, ja manche nahmen erst noch ein Weib zu sich. Dränge also nicht! Es hat noch Zeit.“

Sokrates aber sagte: „Ich glaube gerne, daß sie es so machten, die, von denen du sprichst; sie meinten damit noch Zeit zu gewinnen. Ich glaube aber, daß ich es nicht so machen werde. Ich dürfte wohl nichts damit gewinnen, daß ich das Gift etwas später trinke; höchstens würde ich mich lächerlich machen vor mir selber, wenn ich also am Leben klebte und dort geizte, wo nichts mehr ist. Geh also und folge mir!“

Kriton machte einem Knaben in seiner Nähe ein Zeichen, dieser ging heraus und brachte nach kurzer Zeit den Mann mit, der Sokrates das Gift reichen sollte; dieser hatte es in einem Becher gerieben. Da Sokrates ihn sah, fragte er ihn: „Du verstehst dich darauf, Bester. Wie soll ich es machen?“ „Nachdem du getrunken hast,“ antwortete dieser, „brauchst du nur auf und ab zu gehen, bis dir die Beine schwer werden, dann lege dich nieder! So wird es von selbst wirken.“ Und damit hielt er ihm den Becher hin. Sokrates nahm diesen

entgegen, ganz ruhig, ohne zu zittern, ohne die Farbe zu wechseln, ohne mit dem Gesicht zu zucken, er sah dem Manne, wie es seine Art war, fest ins Auge und sprach: „Was sagst du dazu, wenn ich von diesem Tranke jemand etwas weihte? Ist das erlaubt?“

„Sokrates, wir reiben gerade so viel, als nach unserem Ermessen genügt,“ antwortete der Mann.

„Ich verstehe, aber beten darf und muß ich wohl zu den Göttern, auf daß meine Reise dorthin mir Glück bringe. Und darum flehe ich auch zu ihnen, und i h r W i l l e s o l l g e s c h e h e n.“ Und damit setzte er den Becher an und trank das Gift aus ohne Mühe und heiter. Viele von uns waren bisher noch leidlich imstande gewesen, die Tränen zurückzuhalten; da wir ihn aber trinken sahen, ging es nicht mehr, ja mir kamen mit solcher Gewalt die Tränen, daß ich mein Gesicht verbarg und mich ausweinte — nicht nur über ihn, sondern auch über mein Schicksal, denn einen solchen Freund würde ich jetzt verlieren. Kriton war schon vor mir aufgestanden, da er die Tränen nicht bändigen konnte. Apolonoros aber hatte schon vorher nicht aufgehört zu weinen, jetzt aber schluchzte und schrie er so laut auf, daß es mit Ausnahme des Sokrates niemanden gab, den er nicht gerührt hätte. Sokrates rief: „Was macht ihr nur da, ihr Männer? Ich habe nicht zuletzt darum die Weiber weggeschickt, damit sie sich darin nicht gar zu albern benähmen, denn ich habe gehört, daß man in Ruhe sterben müsse. So haltet Ruhe und beherrscht euch!“ Wir schämten uns auch jetzt und hörten auf zu weinen. Sokrates ging noch herum, meinte aber, die Beine würden ihm schwer und legte sich auf den Rücken. So hatte es ihm der Mann geraten. Darauf berührte ihn der, der ihm das Gift gereicht hatte, von Zeit zu Zeit und untersuchte die Füße und Schenkel, und indem er ihm dann heftig den Fuß drückte, fragte er Sokrates, ob er etwas spüre. Sokrates sagte: nein. Jetzt drückte er die Knie und ging so den ganzen Körper ab und zeigte uns, wie dieser allmählich erstarrte. Er griff ihn noch einmal an und meinte, wenn die Kälte bis zum Herzen gedrungen wäre, würde er tot sein. Schon war ihm der ganze Unterleib erstarrt, da deckte sich Sokrates auf und sprach zu Kriton: „Ich bin dem Asklepios noch einen Hahn schuldig, vergiß nicht ihn zu opfern!“ Das war des Sokrates letztes Wort. „Ich will

es tun," antwortete Kriton. „Hast du uns sonst noch etwas zu sagen, denke nach?" Kriton erhielt keine Antwort mehr, nur noch einige Augenblicke vergingen, da zuckte der Leib zusammen; ein Diener deckte ihn auf: Sokrates' Auge war gebrochen. Kriton trat jetzt heran und drückte dem Toten Mund und Augen zu. So war das Ende unseres Freundes, wir dürfen sagen, das Ende des edelsten Mannes, von allen, denen wir begegnet sind, das Ende des besonnensten und gerechtesten aller Menschen, die je gelebt."

c) Aus Platons Staat. Versuch einer Erneuerung der griechischen Welt.*)

I. Philosophie und Staatsleitung. Worte auch für unsere Zeit.

Platon. Solange nicht entweder die Philosophen in den
1. Philosophen Staaten selber die Krone tragen, oder die sogenannten
als Herrscher. Könige und Potentaten von heute lautere und gründliche
Philosophen sind, solange nicht beides, politische Macht und
Philosophie, zusammenfällt und den zahlreichen Kreaturen,
die sich in unsern Tagen gesondert um eines von ihnen be-
mühen, der Weg dazu mit Gewalt abgeschnitten wird, so
lange können auch die Staaten keine Erlösung von ihren
Leiden finden, lieber Glaukon, und wohl auch das ganze
Menschenvolk nicht, und diese Verfassung wird nimmermehr
früher zur Wirklichkeit geboren werden und das Licht der
Sonne schauen, in der Gestalt, wie wir sie uns soeben aus-
gedacht.

2. Prüfung und Ehrung des Staatslenkers. Und so muß man immer den, der unter Knaben,
Jünglingen und Männern die Probe der Läuterung besteht,
zum Regenten und Wächter des Staates machen, mit Aus-
zeichnungen im Leben bedenken und auch im Tode aufs
höchste ehren, indem man sein Gedächtnis durch Grabmal
und andere Erinnerungszeichen erhält. Anders Geartete sind
auszuscheiden.

3. Wie die „Wächter“ leben müssen. So sieh denn zu, ob sie vielleicht so leben und
wohnen müssen, wenn sie ihr Wächteramt richtig bekleiden

*) Vergl. Platon, Der Staat. Übers. v. R. Kaffner; Verlag
Diedrichs, Jena.

wollen: Erstens darf keiner über eigenes Vermögen verfügen außer in einem Notfalle.

Sodann soll keiner eigene Wohnungs- und Vorratsräume besitzen, die nicht jeder nach Belieben betreten könnte.

Des Lebens Notdurst, soweit sie mäßige und tapfere Kriegersleute nötig haben, sollen sie in bestimmter Menge von den anderen Bürgern erhalten als Sold für ihren Wächterdienst, und zwar gerade so viel, daß sie für das laufende Jahr weder zu viel noch zu wenig haben.

Sie sollen gemeinsame Mahlzeiten besuchen und wie im Felde gemeinschaftlich leben.

Gold und Silber, soll man sie belehren, bergen sie als Gottesgeschenk stets in ihrer Seele, — irdisches bedürfen sie daneben nicht.

Frevelhast ist es, dieses Gut mit dem Besitz irdischen Goldes zu vermischen und zu beslecken; denn schon viele Frevel sind um das gemeine Gold verübt worden. Ihr Gold aber bleibt stets rein!

Nein! Ihnen allein im Staate ist es unerlaubt, Gold und Silber in die Hand zu nehmen und zu berühren oder unter einem Dache mit ihm zu sein, gar es anzuhängen oder aus Silber- und Goldgeschirr zu trinken.

Nur so können sie sich und den Staat erhalten. Sobald sie dagegen eigenes Land, eigenes Haus und Geld besitzen, werden sich die Wächter in Hausbesitzer und Bauern verwandeln und keine Bundesgenossen, nein! erbitterte Tyrannen ihrer Mitbürger sein. Dann hassen sie und werden gehaßt, sinnen Böses und werden mit Bösem bedacht, — so verbringen sie ihr ganzes Leben. Voll Furcht, mehr vor inneren als vor äußeren Feinden, laufen sie schon gar hart am Rande des Verderbens, sie selbst und die gesamte Bürgerschaft. Wollen wir nun um all dieser Befürchtungen willen sagen, die Wächter müßten in Wohnung und in allem andern so und nicht anders eingerichtet sein, und wollen wir das zum Gesetz erheben oder nicht?"

„Ganz gewiß!“ bestätigte Glaukon.

Siehe, Gott und Welt.

II. Das Wesen des Philosophen (Welt- und Lebensweisen).

1. Des Philo- Jene, die alles, was wahres Sein hat, lieben,
sophen Liebe verdienen Weisheitsfreunde, Philosophen, nicht Vorstellungs-
zum wahren freunde zu heißen
Sein.
2. Des Philo- Wer wahrhaftig das Wissen liebt, ist von Natur
sophen Fort- zum Ringen nach dem Seienden geschaffen und kann bei
schreiten von der Vielheit, die von der Vorstellung ange-
der Vorstellung nommen wird, nicht stehen bleiben, nein, vorwärts-
zur Idee schreiten muß er, ohne stumpf zu werden und im liebevollen
(Wahrheit). Streben zu ermatten, bis er endlich das Seiende einer jeg-
lichen Erscheinung erfaßt hat mit dem Seelenteile, der für
dieses Erfassen bestimmt ist. Und dafür bestimmt ist nur ein
wesensgleicher. Und hat er sich dadurch dem wahren
Seienden genähert und ihm innig verbunden, so
zeugt er Verstand und Wahrheit; dann erst kann er
erkennen und in Wahrheit leben und wachsen; auf
diese Weise nur setzt er seinen Geburtswehen ein Ziel
und nicht eher.
3. Das Leben „Wenn Leute, höherer Bildung unwert, doch sich
der kleinen Ge- dieser nähern und mit ihr verkehren, ohne Ebenbürtigkeit,
meinde würdi- welcher Art Gedanken und Ansichten, denken wir — wer-
ger Philo- den sie erzeugen? — Doch solche nur, die in aller Wahrheit
sophen. und mit Recht Sophistereien heißen, jedoch nichts
Echtes, nichts, das an wahren Denken Anteil hätte?“

„Ganz gewiß!“

„So bleibt nur eine ganz geringe Gemeinde derer übrig, die auf würdige Weise mit der Philosophie Verkehr haben: hier etwa ein edles und feingebildetes Herz, das von Verbannung getroffen ist und seiner Art gemäß nicht von der Philosophie ließ, zumal wenn die Verderber fehlten; dort eine große Seele, die in einem kleinen Staate geboren ward und dessen Politik, die sie nicht schätzen kann, einfach übersieht; mitunter ist es auch sonst eine wohlgebildete Natur, die von einem andern Be-

rufe, der ihr mit Recht verächtlich scheinen mag, zu ihr übergeht. . . .“

„Von mir vollends zu reden, ist nicht wohl angebracht: ich meine die „überirdische Stimme“, das Daimonion, in mir. Denn sie hat wohl noch kein Mensch vor mir in sich getragen!

Wer nun zu dieser kleinen Gemeinde gehört und gekostet hat, wie süß und wie beglückend der Besitz der Philosophie ist, und wer andererseits deutlich die Verblendung der Menge erkannt hat, daß auch nicht einer eine sozusagen gesunde Politik treibt in den Staaten, — daß es keinen Bundesgenossen gibt, mit dem man der gerechten Seele zu Hilfe ziehen und sie retten könnte, daß man vielmehr einem Menschen gleiche, der unter Bestien geraten ist, ohne die Absicht, ihr Spießgeselle zu sein im Freveln, aber auch ohne die Fähigkeit, als einzelner Mann all den Entmenschten Widerstand zu leisten, — daß man somit vorher zugrunde gehen müsse, ehe man dem Staate oder den Freunden etwas nützen konnte, sich selbst und anderen ein unnütz Ding, — wer alles das in Erwägung zieht, hält Ruhe und kümmert sich allein um seine eigenen Pflichten; dem gleich, der beim Entladen einer Staubwolke oder eines Plazregens vor dem Sturmwinde an einer kleinen Mauer unterstehen kann, ist er zufrieden, die andern von Zügellosigkeit strotzend zu sehen, wenn er nur selber rein von Schuld und Fehl gegen Gott sein irdisches Leben führen und schöner Hoffnung voll, getrost, versöhnt von hinnen scheiden kann.“ . . .

III. Der Philosoph wird göttlich — und fähig zur Regentschaft.

„So wird denn der Philosoph, der nur mit Göttlichem und Geordnetem verkehrt, selbst geordnet und göttlich, soweit das menschenmöglich ist! Verleumdung aber gibt es bei allem in Menge! Und zeigt sich ihm dann eine Notwendigkeit, all das, was er in seinem Reiche schaut, mit ernstem Mühen in der Menschen Wesen, wie es für ihr persönliches und öffentliches Leben in Betracht kommt, hineinzulegen und es nicht bei der Arbeit an sich selbst bewenden zu lassen,

meinst du, er werde ein schlechter Schöpfer von Besonnenheit und Gerechtigkeit und der bürgerlichen Tugend insgesamt?"
„Sicherlich nicht!“

„. Solang im Staate nicht der Philosophenstand zur Macht gelangt, wird für Staat und Bürger kein Ende der Leiden sein, noch auch kann die Verfassung, von der wir hier fabulieren, eher zur Wirklichkeit werden.“

Die Idee des Guten und ihre Wirkung auf den Menschen. . . . Hat sich die Seele auf etwas, das von der Wahrheit und dem Sein bestrahlt wird, gerichtet, — alsbald erfährt, erkennt sie es und scheint des Denkens Kraft zu haben. . . . Was allein die Wahrheit dem Gegenstande der Erkenntnis schenkt, doch dem Erkennenden Erkenntniskraft verleiht, ist die Idee des Guten. Sie ist der Urquell der Erkenntnis und der Wahrheit, die der Geist erkennt. So herrlich sind die beiden. Erkenntnis — Wahrheit, und doch noch größere Herrlichkeit mußt du in ihnen sehen, — dann erst wirst du den richtigen Glauben haben. Und wie es oben zwar berechtigt war, Gesicht und Licht für sonnenhaft zu halten, nicht aber für die Sonne selbst, so ist es auch mit Wahrheit und Erkenntnis, welche beiden man mit Recht dem Guten gleichgeartet nennen, indes mit Unrecht nur dem Guten selbst gleichsetzen dürfte. Nein! Noch hehrer muß man sich des Guten Wesen denken!

„. Nunmehr vergleiche doch einmal unsere Natur, hinsichtlich der Bildung und Bildungslosigkeit, mit folgendem Zustande: Denke dir Menschen etwa in unterirdischer höhlenähnlicher Behausung, die nach dem Lichte hin nur einen Zugang hat, doch einen weiten, längs der ganzen Höhle. Und drinnen sollen wohnen Menschen, die von Kindheit an gefesselt sind an Fuß und Nacken, so daß sie unbeweglich bleiben müssen und nur vor sich zu sehen vermögen; den Kopf zu drehen macht ihnen ihre Fesselung unmöglich; Licht erhalten sie nur durch ein Feuer, das von oben her, aus weiter Ferne leuchtend, hinter ihren Rücken fällt; doch zwischen diesem Feuer und den Gefesselten soll ein Weg zur Höhe führen; und wieder neben diesem denke dir ein Mauerchen errichtet, den Schranken ähnlich, wie sie sich der Gaukler vor der Menge baut, um darauf seine Wunder vorzuführen. . . . Nun

überdenke, welche Folgen wohl die Lösung und Befreiung dieser Menschen von ihren Banden und ihren Wahnideen haben müßte! Es müßte ihnen doch naturgemäß also ergehen: wenn einer seiner Fesseln ledig und sodann genötigt würde, rasch aufzustehen, seinen Nacken zu bewegen und zu gehen und ins helle Licht zu schauen, . . . wenn er bei jeder dieser Tätigkeiten Schmerz empfände und des Lichtgestimmers wegen außerstande wäre, all das zu sehen, wovon er Schattenbilder bisher nur gesehen, — wie spräch' er wohl zu einem, der ihm sagte, was er bisher geschaut, sei eitler Schein, indes er habe sich schon um ein kleines mehr dem Seienden und dem höheren Sein genähert und erblicke richtigere Dinge? — und wenn man ihm ein jedes der vorüberziehenden zeigte und ihn durch Fragen nötigte, es seinem Wesen nach zu nennen, glaubst du nicht auch, er stände ratlos da und hielte jene Schatten, die er zuerst geschaut, für wahrer als die Gegenstände, die man ihm nunmehr zeigt? Und wenn man ihn gar in das Licht zu blicken zwänge, dann schmerzten ihn doch wohl die Augen und er flüchtete sich abgewandten Blickes rückwärts in jene Welt, die er zu sehen vermöchte, und er schriebe diesem Reiche wahrhaftig größere Klarheit zu als jenem, das man ihm zuletzt gezeigt? . . . Dieses Gleichnis also, lieber Glaukon, muß man in jeder Hinsicht mit unseren früheren Erörterungen in Zusammenhang bringen und die dem Auge sichtbare Welt mit der Gefängnisbeleuchtung gleichsetzen, das Licht jenes Feuers, das sie erhellte, mit der Leuchtkraft der Sonne. Den Aufstieg aber der Höhlenmenschen nach oben und die Schau der Himmelsregionen deute als den Aufstieg der Seele in das Reich des nur Denkbaren. . . . In der Welt des Erkennbaren bildet das letzte Ende die Idee des Guten: sie kann man nur mit Mühe schauen: doch hat man sie einmal geschaut, so muß man also folgern: Der ganzen Welt ist sie der Urgrund alles Richtigen und Schönen. Denn in dem Reiche der Sinneswahrnehmung ist sie die Erzeugerin des Lichtes und des Lichtbeherrschers, und auch im Reiche der Gedanken ist sie die Herrin, die Wahrheit wirkt und Klarheit der Vernunft; und schließlich darf den Blick auf sie nur richten, wer vernünftig handeln will im häuslichen und öffentlichen Leben

Die Philo-
sophen als
wahre Regenten
und Retter der
„Höhlenbe-
wohner“.

... Überlege denn auch, daß wir an den Philosophen, die bei uns aufgewachsen sind, nicht unrecht, sondern recht tun, wenn wir sie auffordern, ja, sie zwingen, für die andern Bürger zu sorgen und sie zu bewachen. . . . In die Tiefe steigen muß also jeder, einer wie der andere der Reihe nach, hinunter zu den Höhlenmenschen und muß mit ihnen sich daran gewöhnen, das Dunkel zu schauen. Und habt ihr euch erst daran gewöhnt, so werdet ihr zehntausendfach besser sehen als die dort unten und werdet alle Schattengebilde erkennen, ihr Wesen und ihre Zugehörigkeit: denn ihr habt die Wahrheit geschaut in der Welt des Schönen und Gerechten und Guten. Und so wird der Staat von uns und euch in wachem Zustande verwaltet werden, nicht im Traume, wie ja heutzutage die meisten Staaten, deren Verwaltung in den Händen von Leuten liegt, die wie Schattenkämpfer miteinander streiten und sich um die Herrschaft entzweien, als wäre sie ein großes Gut.

IV. Die Erziehung zu Philosophen nach Platos Staat.

1. Die Aufgabe. . . . Nun bleiben zur letzten Erörterung folgende Fragen: „Auf welche Art und auf Grund welcher Wissenschaften und Betätigungen werden die Heilande des Staates herangebildet, und in welchem Alter haben sie sich mit jedem einzelnen Lernzweige zu befassen?“ . . .

... Als Jünglinge und Knaben müßten sie eine Erziehung und philosophische Bildung erhalten, die ihrem Alter entspräche: Während der Körper zur Blüte und Mannbarkeit sich entfaltet, sollen sie um ihn gar sorgfältig bemüht sein; damit schaffen sie sich einen Helfer für das philosophische Studium. Schreiten sie dann in dem Alter vor, wie die Seele sich zu entwickeln beginnt, sollen sie deren Übungen immer mehr steigern. Läßt aber endlich die Körperstärke nach, macht das Alter den Pflichten im Staats- und Heeresdienst ein Ende, dann endlich sollen sie „frei weiden“ und nichts anderes, außer ganz nebenbei, betreiben als die Philosophie, sie alle, die glücklich leben und ihr Erdenleben nach dem Tode dort mit einem würdigen Schicksal krönen wollen

. . . . Erproben muß man ihn nicht nur in den schon². Die Prüfung genannten Lagen von Mühsal und Schrecknis und Versuchun- und Auswahl- gen der Lust, sondern, was wir damals noch außer acht ließen, haben wir nunmehr zu fordern: in vielen Wissenschaften muß man ihn üben, muß forschen, ob seine Seele die Kraft haben könne, das höchste Wissen zu ertragen, oder ob sie auch feige verzagen wird wie ein Feigling im Wettkampfe? . . .

. . . . So bleibt dir schließlich eines übrig: festzustellen, wem und wie wir den Unterricht in diesen Wissenszweigen erteilen Erinnerst du dich noch an die Auswahl der Regenten, die wir oben trafen, und an die Eigenschaften derer, die wir ausgewählt?

Vor allem darf ihr Jünger nicht hinkend in sei- ner Arbeitsliebe sein, so daß er nur zu einer Hälfte arbeitsliebend wäre, zur andern aber arbeitscheu: das ist der Fall, wenn einer die Gymnastik und die Jagd liebt und alles, was durch körperliche Arbeit erreicht wird, jedoch nicht liebt das Lernen und das Hören und das Forschen und die wissenschaftliche Arbeit haßt! Hinkend aber ist auch, wer seine Arbeitslust einseitig auf das geistige Gebiet be- schränkt!

. . . . Und nicht wahr, auch der Wahrheit gegen- über werden wir die Seele für verstümmelt halten, die zwar die vorsätzliche Lüge haßt und erzürnt ist über sie und sich erboft, wenn andere lügen, indessen die unfreiwillige Lüge leichtgemut hinnimmt und wohl auch gleichmütig bleibt und nicht in Zorn gerät, wenn man sie ertappt beim Lügen, sondern sich — dem Schwein vergleichbar — wälzt in dem Morast der Dummheit? Doch auch hinsichtlich der Besonnen- heit und Tapferkeit, Hochherzigkeit und aller übrigen Stufen der Tüchtigkeit muß man nicht zum geringsten sorgfältig eben darauf achten, wer ein Bastard ist und wer echt!

. . . . Der Jugend allein gehören die großen, die reich- 3. Die Aus- lichen Mühen! Arithmetik also und Geome- bildung des- trie und alle vorbildenden Wissenszweige, die der Dialektik Philosophen.

als Propädeutik vorangehen müssen, soll man der Jugend zu kosten geben, doch ohne den Lernzwang zur Grundlage des Unterrichtes zu machen Weil sich der freie Mensch kein Wissen nach Sklavenart erwerben soll; ja körperliche Anstrengungen können mit Gewalt erzwungen werden, ohne daß der Körper dadurch schlechter wird, doch in der Seele verharrt kein ertrocktes Wissen! Darum, mein Bester, nicht mit Gewalt bilde die Jugend in den Wissenschaften, nein, spielend laß sie lernen. Dann bist du auch eher imstande zu sehen, wozu den einzelnen seine Natur bestimmt. Weißt du denn noch, daß wir sagten, man müsse die Knaben beritten machen und auch in den Krieg führen als Zuschauer und, wenn die Lage ungefährlich sei, ganz in die Nähe des Kampfes bringen und Blut kosten lassen wie junge Hunde? Und wer sich dann in allen diesen Mühen und Gefahren und in geistiger Arbeit stets als den tüchtigsten Draufgänger gezeigt hat, den muß man einer bestimmten Auswahl zuzählen, sobald ihre pflichtgemäßen Übungen in den Gymnasien ihr Ende erreicht haben. Denn das ist die Zeit — mag sie nun zwei Jahre währen oder drei! — die keine andere Betätigung zuläßt: Müdigkeit und Schlaf sind die Feinde der Geistesarbeit. Und zugleich ist es keine gar geringe Prüfung, wie sich ein jeder in den Gymnasien zeige. . . . Nach dieser Zeit sollen die Bevorzugten unter den Zwanzigjährigen größere Ehrung als ihre Genossen erhalten: für sie soll das Wissen, das man den jugendlichen Köpfen bunt durcheinander beigebracht, geordnet werden, daß sie den engen Zusammenhang der Wissenschaften untereinander und mit der Natur des Seienden klar übersehen Darauf wirst du also achten müssen, welche unter den jungen Leuten diese Begabung im höchsten Grade besitzen, beharrlich in geistiger Arbeit sind, beharrlich auch im Kriege und in allem, was das Gesetz vorschreibt; und haben diese das dreißigste Jahr überschritten, so muß man aus der schon vorher getroffenen Auswahl wiederum die Besten auswählen und sie noch größerer Ehrungen würdigen, muß sie prüfen auf ihre dialektische Fähigkeit hin: wer Gesicht und die oudenen Sinne zu entbehren und an der Hand der Wahr-

heit auf das wahre Sein loszuschreiten vermag. Und gerade da bedarf es reichlicher Vorsicht. . . .

. . . . Dann fünf Jahre Studium der Dialektik ohne Umstände! Nach Ablauf dieser Zeit freilich muß man sie zwingen, wieder hinabzusteigen in jene Höhle und das Kriegswesen dort unten und alle Staatsämter zu verwalten, die für die jungen Leute bestimmt sind, damit sie auch an Lebenserfahrung niemandem nachstehen! . . .

. . . . Sind sie einmal 50 Jahre alt, so muß man die ^{1. Das Leben} unter ihnen, die sich bis zum Ende wacker gehalten und in ^{der Philo-} jeder Beziehung, auf alle Weise in praktischer und wissen- ^{sophen vom} schaftlicher Betätigung sich ausgezeichnet haben, endlich zu ^{50. Jahr ab-} m letzten Ziel antreiben und zwingen, das helle Auge ihrer Seele hinauf, dorthin zu richten, wo es das Urwesen schaut, das allen Licht schenkt. Und haben sie erst die Idee des Guten geschaut, dann sollen sie diese als Vorbild nehmen, um Staat und Bürgern und sich selbst fürs ganze Leben der Reihe nach Ordnung zu bringen, allen insgesamt, wobei sie sich zumeist der Philosophie hingeben, doch auch, wenn sie die Reihe trifft, mit Staatsgeschäften sich mühen und an der Regierung teilnehmen sollen, dem Staat zuliebe, und das nicht, als wäre solches Tun etwa besonders schön, nein, weil es notwendig ist. Haben sie auf diese Weise stets noch andere, Männer ihresgleichen, herangebildet und zum eigenen Erfolge als Staatswächter hinterlassen, dann können sie von dannen auf der Sel'gen Inseln ziehen, dort zu wohnen, indes der Staat zu ihrer Ehre Grabmäler errichtet und ihnen öffentliche Opfer darbringt als Dämonen, soferne das die Pythia mit ihrem Spruch bestätigt, im andern Falle aber allseligen und göttergleichen Wesen.

„Gar herrlich hast du, Sokrates, gleich einem Bildhauer, der Regenten Bild herausgearbeitet!“

Und das der Regentinnen dazu, mein lieber Glaukon! Denn glaube ja nicht, ich habe diese meine Worte mehr auf die Männer denn auf die Frauen gemünzt, so viele ihrer

die geeignete Natur besitzen! Und nun? Gebt ihr mir zu, daß unsere Reden über Staat und Verfassung nicht ganz und gar nur fromme Wünsche, sondern zwar keine leichten, doch solche Forderungen sind, die sich auf irgendeinem Wege, und zwar allein auf dem von uns beschriebenen, erfüllen lassen: dann nur, wenn die wahren Philosophen Machthaber im Staate werden — es seien nun mehrere oder nur ein einziger! — und die Ehren der heutigen Welt verachten, befeelt vom Glauben, diese verrieten Knechtessinn und entbehrten jeden Wertes. Doch das Gerade schätzen sie sehr hoch und ebenso die Ehren, die ihm entspringen, als Größtes aber und Notwendigstes das Gerechte, dem sie auch dienen, das sie fördern: so richten sie sich ihren Staat neu ein!

V. Die Arbeit der Philosophen für die Ewigkeit.

. . . . Was Großes könnte sich denn auch in dieser kurzen Zeit verwirklichen? Ist doch die ganze Frist vom Kindes- bis zum Greifenalter, an der Ewigkeit gemessen, gar nichts! Und da glaubst du, ein unsterblich Wesen sollte nur für dieses kurze Leben, nicht aber für die Ewigkeit sich bemüht haben? Ist dir denn nicht bewußt, daß unsere Seele unsterblich ist und nie zugrunde geht?

. . . . Um das wahre Wesen der unsterblichen Seele zu erkennen, darf man sie nicht betrachten in ihrer jetzigen Gestalt, verfehrt durch die Gemeinschaft mit dem Leib und andern Übeln, so wie wir sie sehen; sondern als geläutertes Wesen will sie nur in Gedanken auf rechte Art erschaut sein; so wirst du sie weit schöner finden.

Darum müssen wir den Blick richten auf ihr philosophisches Wesen! Erkennen müssen wir, womit sie sich beschäftigt, nach welchem Verkehr ihr Streben steht — ist sie doch verwandt dem Göttlichen und Unsterblichen und dem ewigen Sein —, welches ihr Wesen ist, wenn sie sich ihrem Drange völlig hingeben kann.

. . . . Wenn wir meinem Rate folgen und glauben, daß die Seele unsterblich ist und alle Übel, auch alles Gute, zu ertragen vermag, dann werden wir uns immerdar auf dem Wege nach der Höhe halten und Gerechtigkeit üben, mit Ver-

nunft gepaart: dann werden wir uns selber liebwert und den Göttern so in diesem Leben wie hernach, wenn wir für unsern Wandel den Preis gewinnen und sieggekrönten Kämpfern gleich von überallher unsern Siegeslohn entgegennehmen. Dann wird es uns hienieden und auf unserer tausendjährigen Reise, die wir besprochen haben, wohl ergehn!

Bekenntnisse griechischer Dichter und Denker.*)

1. Glaubensbekenntnisse.

a) Gott.

Bete, mein Sohn! Wir Menschen bedürfen der Himmlischen Übersetzung
alle! von Straub.
Wer auf die Stimme der Himmlischen hört, den erhören sie Homer.
wieder.

Die Versöhnlichkeit der Götter.

Laß dich begütigen, Freund! Auch Himmlische lassen sich
rühren,
Denen an Herrlichkeit, Ehren und Macht wir nicht zu ver-
gleichen.
Diese vermag ein Mensch sich mit Rauchwerk, Spenden des
Weines,
Milden Gelöbnissen, Opfergeruch, demütigen Bitten
Noch zu versöhnen, wenn eins sich versündigt oder verfehlt hat.
Denn auch die Bitten der Reu sind Zeus', des Erhabenen,
Töchter;
Lahm, mit gerunzelter Haut und mit scheu ausweichenden
Blicken
Kommen sie hinter der Schuld mit dem sorglichen Herzen
geschlichen.
Aber die Schuld ist rüstig und flink mit den Füßen; sie eilet
Ihnen um vieles voraus und ist immer zuerst auf dem Platze,
Um das Verderben zu stiften, das jene sich mühen zu heilen.

*) Nach Lorenz Straub *Liederdichtung und Spruchweisheit der alten Hellenen*. Berlin u. Stuttgart, Verlag W. Spemann, und *Griechische Tragödien*, übers. v. Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann.

Vertrauen auf Zeus' Ratschluß.

Wir machen uns nichts aus dem Fluge der Vögel,
ob er zur Rechten dem Aufgang zu nach der Sonne sich lehre
oder zur Linken ins sinkende Licht nach dem dämmernden
Abend.

Nein! Wir bauen allein auf Zeus des Allmächtigen Ratschluß,
welcher den Menschen gebeut und gebeut den unsterblichen
Göttern:

Eins ist ein Zeichen, das hat die Verheißung: Die Heimat
verteid'gen.

Verkleidete Götter.

Himmliche selber verwandeln in Fremdlinge sich aus dem
Ausland,
Sohn, und besuchen in manchen Gestalten die Städte der
Menschen,
Alles sich selbst zu besehn, was Sterbliche freveln und rechtun.

Andacht am Strom.

Hesiod (um 800 v. Chr.) Wate du nie einem ewigen Strom durch das klare Gewässer,
Eh' du — das Auge gesenkt auf das reine Gestrudel — gebetet
Und in dem Spiegel der lieblichen Flut dir die Hände ge-
waschen!

Die unsterblichen Hüter der Menschen.

Drei Myriaden unsterblicher Hüter der sterblichen Menschen
Sind vom Kroniden bestellt auf nahrungspendendem Erdreich.
Diese, durchstreifend das Land allwärts in den Hüllen von
Nebel,
Passen den Werken der Sterblichen auf, den gerechten und
freveln.
Und die Gerechtigkeit selbst ist Zeus' jungfräuliche Tochter,
Teuer gehalten und wert den gesamten olympischen Göttern.
Wo man sie kränkt und ein Leid ihr tut durch tückische Ränke,
Setzt sie dem Vater sich gleich an die Seite, dem hohen
Kroniden,
Ihm vom erlittenen Schimpf zu berichten und Sühne zu
heischen.

Gebet an Ares.

Trozigiger Ares im funkelnden Helm, im Geschirre des Wagens, Busen von Erz und gepanzert mit Erz, Schirmwächter der Städte, Homerische
Hymnen.

Schwinger des Speers, unermüdlicher Arm, Schutzwall des Olympos,

Vater der Kriegsdurchstecherin Nike, Gehilfe der Themis,
Der du den Troß der Tyrannen zerbrichst und Gerechte zum
Sieg führst,

Heerstabführer der Mannheit, der hoch am Gewölbe des
Himmels,

Einer der heiligen Sieben, die feurigen Kreise beschreibt:
Hör' uns, letzte der Hilfen der Sterblichen, der mit der Jugend
Feuer begabt, und entsende den flammenden Strahl von der
Höhe,

Der uns zündet die Brust und sie stählt zu den Werken des
Krieges!

Hilf uns schütteln vom Haupt die gemeinen und kleinen
Gedanken,

Unterzubeugen dem Willen die täuschende Liebe zum Leben!
Härte die Schärfe des Muts und erzeuge die Seele, mit festem
Schritt in die Schrecken der Schlachten zu gehn! nur laß mir
den Glauben,

Daß ich verkostete dereinst noch des Friedens erquickenden
Segen,

Feindlichen Waffen entrückt und den bitteren Keren des Todes!

Zeus Weltgericht.

Zeus hat immer das Ende vor Augen; er kommt wie der Solon (590).
Lenzwind,

Welcher auf einmal klärt und das Gewölke zerstreut,
Der erst weit auf der wogenden See die unendlichen Wasser
Bis auf den Grund aufwühlt und auf gesegnetem Land
Blühende Felder verwüstet, hierauf zu den Sizen der Götter
Wieder sich lehrt und das Blau wieder am Himmel enthüllt;
Nun glänzt heller denn je auf fruchtbarer Erde die Sonne,
Und an dem Himmel erscheint nicht das geringste Gewölk.

So ist die Rache des Zeus: nicht regt bei jedem Vergehen
 Zeus wie ein sterblicher Mann brausenden Mutes sich auf.
 Doch auf die Dauer entgeht ihm nie ein frevles Gemüte:
 Mag er verziehen — zuletzt zieht er es sicher ans Licht.
 Nur daß einer sofort ihm büßt und ein anderer später;
 Aber entkämeſt du ſelbſt, träfen die Götter dich nicht,
 Melden ſie ſpäter ſich an; Unſchuldige büßen die Schuld dann,
 Kinder und Enkel vielleicht oder ein fernes Geſchlecht.

Gott und Menſch.

Pindar
 (geb. 522).

Der Menſch iſt eins,
 Und eins iſt der Götter Geſchlecht;
 Wenn auch der Hauch
 Beiden von einer Mutter ward:
 Im Vermögen
 Sind wir geſchieden
 Ohne Vergleich.
 Denn der Menſch iſt ein Nichts,
 Wenn ihr Himmel, ein eherner Thron,
 Unvergänglich beſteht.
 Aber es hebt
 Adel des Geiſts
 Und der Geſtalt
 Uns zu den Ew'gen hinan,
 Kennen wir gleich nicht das Richtmaß
 Nur für den Tag
 Oder die Nachtzeit
 Der vom Schickſal
 Für jeden zum Laufen vorgeschrieb'nen Bahn.

Die Werke Gottes.

Überſetzung
 von Straub.
 Pindar.

Keinerlei Ding iſt zu tadeln
 Und zu wandeln keines,
 Das die glänzende Erde trägt
 Und die Welle des Meeres wieget.

Aus Aischylos Werken.*)

Zeus Weltregiment.

Zeus, Zeus!
 Mit diesem Namen ruf' ich ihn,
 mit jedem, den er hören mag.
 Und ob ich alles wäge,
 zu leicht befind' ich alles.
 Von Sorgen und von Sinnen
 und Zweifeln löst das Herze
 mir Zeus allein.

Aus: Aischylos
 Agamemnon.
 (Um 480.)

Hin, hin,
 vergessen ist, der einst geherrscht,
 der Urwelt ungeheurer Gott.
 Titanenlist bezwang ihn.
 Auch sie fand ihren Meister
 Doch aller Weisheit Ende
 ist andachtvoll zu preisen
 des Zeus' Triumph.

Er wies den Weg zur Weisheit;
 uns zwingt die ew'ge Satzung,
 durch Leiden lernen.
 Auf unser müdes Herze
 senkt quälend sich und ängstend
 statt Schlummers Reue.
 Auch wider Willen kommt der Mensch zur Einsicht.
 Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam,
 doch Gott ist gütig.

Zeus Bericht. Chor.

Zeus' Bericht haben sie erfahren.
 Seine Hand schlug sie. Wer verkennt es?
 Er gebot. Ihr Geschick folgte dem Gebote.
 Mancher glaubt, um die Menschen küm'm're sich die
 Gottheit nicht,
 wenn sie frech brechen die verbot'ne Frucht.

*) Übersetzung v. U. v. Wilamowitz-Moellendorff.

Sündig ist solcher Glaube. Büßen muß die ganze Sippe
für die Bier, die widerrechtlich nach dem allzu Schönen
griff,
für den Glanz, der allzu prächtig, allzu hell das Haus
umstrahlt.

Wer den Wunsch recht bemißt,
wünsche sich bescheid'nes Los,
fern der Not, fern der Überhebung.

Denn wer in dem Rausche
des Glückes die Schranken
des ewigen Rechtes zertrümmert,
den werden die Schätze nicht schützen.

Böse Lust gibt ihm den Gedanken,
zeugt den Trug süßer Selbstverführung.

Er erliegt: seine Schuld kann er nimmer löschen.

Missethat hat ihr eigen furchtbar Licht, das birgt man nicht.

An den Tag kommt sie, schwarz wie falsches Geld,

dem die Zeit den erlog'nen Silberschimmer abgerieben.

Eitel wie des Knaben Sprünge, der den flücht'gen Vogel
hascht,

ist sein Ringen. Das Verderben wälzt er von den Seinen
nicht

Keinen Gott rührt sein Fleh'n.

Seine Taten seh'n sie an.

Ihr Gericht schlägt den Frevler nieder.

Schuld und Schicksal.

Ein altes, oft gehörtes Wort sagt, daß ein volles Menschen-
glück

unfehlbar sich den Sohn erzeugt, den Erben. Sohn und
Erbe wird

des Glückes: unermesslich Elend.

Das kann ich nicht glauben, ich bleibe dabei:

fortwuchernd entspringt aus Sünden und Schuld

zahlreiche den Eltern gleichende Brut.

Ein Haus, das Recht und Tugend bewahrt,

vererbt auch dauernden Segen.

Die Hoffart treibt ihr grausam Spiel

mit fremdem Leide fort und fort,

ein Frevler zeugt den andern.

Früh oder spät kommt ihr der Tag,
da wagt sie eine schwarze Tat,
und unwiderstehlich unnahbar ersteht
dem Hause der Frevel unseliges Kind,
der Dämon der blutigen Schuld:
der trägt die Züge der Eltern.

Auch unter rauchgeschwärztem Dach
leht Dike*) der Rechtschaffenheit
den Schimmer ihres Segens.

Doch wo ein Haus von Golde gleißt
und Sündenschuld die Hände schwärzt,
da hebt sie sich abgewendeten Blicks
von hinnen. Es blenden die Schätze sie nicht.
Und überall führt sie das Recht
und die Wahrheit zum endlichen Siege.

Der Sieg des Rechtes

Wen hinfert Unbill trifft,
hebe nicht den Klageruf:
'Hilf mir, Recht, Rache hilf, Urgewalt!'
Freilich, solchen Jammerschrei
heben bald von Missetat
frischverlezt
Mutter hier und Vater dort,
denn es stürzt das Recht.

Aus Aeschylus
Cumeniden.

Schauder tut manchmal wohl,
hält in Zucht das troß'ge Herz.
Gut bekommt Mäßigung, auch aus Angst.
Wer von nichts mehr in der Brust
sich das Herz erschüttern läßt,
der verlernt
bald auch Ehrfurcht vor dem Recht,
Einzelmann und Staat.

Weder unumschränkter Freiheit
noch dem Joch der Herrscherwillkür
gib den Preis,
Alles hat bei Gott den Vorzug, was die rechte Mitte hält.

*) Göttin des Rechtes.
Siehe, Gott und Welt.

Wie verschieden er uns führe, dieser Spruch trifft immer zu.
Wo die Scheu vor dem Heiligen schwand, kommt Frevel
und Umsturz

unfehlbar. Schlichte Redlichkeit
bringt den ersehnten, allwillkomm'nen Segen.
Das beherz'ge für und für:
scheu' dich vor dem Thron des Rechts.
Wag' es nie
frevlen Fußes ihn zu treten, weil Gewinnesgier dich lockt.
Denn du mußt die Strafe zahlen; nimmermehr verfällt
die Schuld.

Darum übe der Ehrfurcht Pflicht, zuerst an den Eltern,
gehorsam ihnen untertan,
und auch am Fremdling unter deinem Dache.

Wer also lebt, so weit nicht Zwang
den Willen hemmt, dem Rechte treu,
wird Segen nicht entbehren,
und ganz unselig kann er niemals werden.
Doch wer des Rechtes Schranken bricht,
nichts schonend, alles wägend,
die Ordnung unterwühlend,
dem sag' ich es voraus, er wird's erfahren:
sein Segel muß er reffen,
wenn ihm der Sturm die Raa zerbricht.
Mühselig wird die Fahrt.

Die Flut der Brandung ihn ergreift
und reißt ihn fort. Da ruft er laut.
Doch taub sind ihm die Götter.
Die Hölle lacht des heißen Menschentroges,
der solches nimmer sich versah. . . .

R u h e i n G o t t.

Aischylos.

Möge Zeus es nur wohl mit uns machen!
Was im Geist er beschlossen, ergründet doch keiner,
Zuckt es blickend auch oft
über dem dunklen Pfad,
Den die Gesichte der Menschen wandeln.

Sicher schreitet und ohne zu straucheln,
 Was im Geiste des Zeus zur Vollendung gereift ist.
 Denn durch Wirrsal und Nacht
 Schlängelt sich krumm der Pfad
 Seiner Gedanken, ein ewig Rätsel.

Zu wem mag auf nach Himmelshöhen
 Mit mehr Fug meine Seele beten?
 O Vater der Lebend'gen, König eigner Hand,
 Du großer Sämann unsres Stamms,
 Du Hauch des Heils auf der See des Lebens!

Kein Herr lebt, welchem du verpflichtet;
 Kein Machtzwang, dran dein Wille bräche;
 Du schaust zu keinem Größer'n über dir hinauf;
 Du sprichst und fertig steht die Tat,
 Schnell wirkt sich aus, was du trägst im Geiste.

Du überblickst die Ewigkeiten;
 Vor deiner schmerzlos sel'gen Kraft,
 Deinem göttlichen Anhauch
 Schmilzt das Weh und im Tränenstrom
 Löst sich heilige Trauer.

Gott und Welt.

Zeus ist der Äther; Himmel ist und Erde Zeus;
 Zeus ist das Weltall, und das Weltall faßt ihn nicht.

Was uns an die Himmlischen glauben läßt.

Dhnmächt'ge Sklaven sind wir Menschen, doch bezeugt
 Im Leben sich ein herrschendes Gesetz mit Macht;
 Das ist's, was an die Himmlischen uns glauben läßt
 Und gut und böß im Leben unterscheiden lehrt.

Euripides
 († 406).

Wie der Mensch, so sein Gott.

Da schreiben sie der Göttin Bier nach Blute zu,
 Weil solcher Mordsinn ihnen selbst den Busen regt.
 Ich glaube nie, daß wild ein göttlich Wesen denkt.

Die Religion des Weisen.

Wer sich ins Unabwendbare gelassen schickt,
Ist auch ein Frommer, aber fromm als weiser Mann.

Menandros
(342—291).

Dem hellen Geist ist jeder Ort ein Gotteshaus,
Und als Orakel Gottes spricht zu uns Vernunft.

Anbete nie, was Menschenhand geschaffen hat.

Wahr sei das Heil'ge, nicht ein hohles Gaudelspiel.

Tust du das Rechte, führt die Gottheit deinen Streit.

Es führt die Gottheit schweigend jedes Werk hinaus.

Der Helden Saat braucht mag'res Erdreich zum Gedeih'n.

Religion und Kritik.

Philemon
(† 263).

Berehre Gott und glaub' an ihn,forsch' ihm nicht nach:
Du sprächest leicht als Forschender dein letztes Wort;
Woll' lieber nicht ergründen, ob er ist, ob nicht;
Berehr' ihn stets, als sei er und als sei er nah'.

b) Das Leben nach dem Tode.

Der Tod kein Leid für den Frommen.

Epicharnos. Nichts entgeht dem Auge Gottes, bleibe dessen stets gedenk;
Und er wacht ob unsrem Leben, ihm unmöglich gibt es nichts.
Wenn du fromm dein Leben lebtest, tut der Tod dir nichts
zu leid:
Droben fährt in Himmelshöhen dir der Geist zu leben fort.

Leib und Seele.

Bindar.

Selig, wer am Ziel, und scheiden
Fühlet des Lebens Mühsal.

Zwar folgt der Leib jedwedem
 Dem Machtgebot des Herrschers Tod.
 Doch lebt des Lebendigen Bild fort,
 Das einz'ge an uns,
 Das von den Himmlischen stammt.
 Regen sich des Leibes Glieder, schläft es;
 Umfängt sie der Schlummer,
 Ründet's vielfach uns in Träumen
 Von Freud und Leid, die im Anzug sind,
 Die nahen Entscheidungen an.

Was den Tod überdauert.

Der wahre Wert vergehet auch im Tode nicht
 Und lebt, wenn längst der Leib vermorscht. Um schlechten Mann
 Stirbt alles hin und wird mit ihm im Grab verscharrt.

Euripides.

Göttliche Weltordnung.

Zeus, Vielnamiger, Herrscher in Glorien, höchster der Götter,
 Schöpfer und Lenker des Alls und der ewigen Ordnungen
 Urquell,
 Der du erkennen und grüßen dich läßt von den sterblichen
 Menschen,
 Weil sie von deinem Geschlecht und ihr Bild nach dem deinen
 geschaffen!
 Willig, wohin du es lenkst, folgt dir um die Erde sich
 schwingend
 Jedes Gestirn in den Bahnen, die du allmächtig ihm anweist.
 Ohne dich, Vater, geschieht kein Ding, nicht hienieden auf
 Erden,
 Noch in ätherischen Höhen, noch draußen im Schoße des Meeres,
 Wo nicht Böses der Frevler verübt in der Seele Verblendung.
 Aber auch dieses verstehst du weise zum Guten zu lenken,
 Schaffst aus Finsternis Licht, läßt Segen ersprießen aus
 Unheil
 Und fügst flechtend aus übel und Gut ein vollkommenes
 Ganzes.
 Nimm von dem Menschen den Bann der Verblendung,
 befreie die Geister.

Kleanthes.

Stoiker, um
 251 v Chr.

Bekanntnisse
 zur göttlichen
 Weltordnung.

Von dem umwölkenden Dunst, gib nur ein Teilchen der
Weisheit
Ihnen zu fühlen, durch die du im Bunde mit Dike die Welt
lenkst,
Daß sie erkennen, wie sehr du sie ehrest' und Ehre dir geben.
Dir, wie Sterblichen ziemt, lobsingend die Tage des Lebens:
Schöner ist nichts und erhabener nichts für Götter und
Menschen,
Als das gerechte Gesetz, das im Weltall herrscht, zu verkünden

2. Lebens- und Weltanschauung.

Bergänglichkeit und Werden.

Homer. Gleichwie Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der
Menschen:
Hier streut welke zur Erde der Wind, dort sprießen die frischen
Nach aus dem grünenden Holz und stets bricht wieder ein
Lenz an.
So wächst eins der Geschlechter herauf und das andre ver-
sinkt.

Heimat und Haus, das Röstlichste.

Süßeres gibt es doch nichts wie das Heimatland und die
Eltern,
Wenn wir auch gleich in dem üppigsten Haus in der Ferne da
draußen
Wohnten, doch fremd in dem Land und getrennt von den
liebenden Eltern.
Röstlicher weiß ich mir nichts, nichts Bessere kenn' ich im Leben,
Als wenn ein Haus einträchtigen Sinns miteinander verwalten
Mann und Weib, mißwollenden Menschen zu manchem Ver-
drusse,
Aber den Freunden zur Lust, und am meisten genießen sie
selber.

Keine Hoffart! stille Freude.

Schwächlicher ist und gebrechlicher unter der Erde Ge-
schöpfen
Allen — so viele sich nähren an ihr und atmen und kriechen —

Keins denn der Mensch: Wenn er wohl und gesund ist und
strack auf den Beinen,
Meint er, des Leidigen können die künftigen Tage nicht
bringen.

Wenn dann das Leidige doch die unsterblichen Götter ihm
schicken,
Schickt er sich drein ausdauernden Mutes, so schwer es ihn
ankommt.

Ist doch im Herzen der Mut uns Erdegeborenen beschaffen
Ganz wie der Tag, den der Vater der Götter und Menschen
heraufführt.

Lasse darum nur keiner im Glück sich verleiten zu Hoffart,
Sondern erfreue der Gaben sich still, die die Götter ihm
gönnten.

Die beiden Lebensstraßen.

Leicht und in Scharen vermagst du zum Schlechten der Welt
zu gelangen; Hesiod, der
erste Theologe
um 800.

Blatt ist die Straße dahin, und im Umsehn stehst du am Ziele;
Doch vor die Tugend bestellten den Schweiß die unsterblichen
Götter,

Weit ist der Weg, steil führt er hinauf, ein beschwerlicher
Saumpfad,

Steinig und rauh im Beginn; doch sobald man die Höhe
gewonnen,

Wird er dem Wanderer leicht, wie schwierig er immer noch
sein mag.

Lebensregeln.

Das ist Phokylides' Spruch: Nach Gerechtigkeit trachte zum
ersten; Phokylides.
Um 600 v. Chr.

In der Gerechtigkeit liegen die Tugenden alle beschlossen. Aus den
„Sprüchen“

Das ist Phokylides' Spruch: Was taugt ein geborener Adel,
Wenn im Gespräch ihn nicht die gewinnende Sitte beglaubigt?

Drei entscheidende Fragen.

Lasse den Schlaf dir nie auf die Lider der Augen sich
senken, Pythagoras.
Aus dem golde-
nen Buch.

Eh' du im Geist dreimal das Erlebte des Tages gemustert:
Was ist geleistet? Wo hab' ich gefehlt? Was hab' ich versäumt?

Gehe vom ersten zum letzten es durch mit prüfendem Ernste;
Findest du Schlechtes, erschrick; des geleisteten Guten erfreu'
dich.

Vergänglichkeit.

Mimmermos.
Um 900. Ja wir sind wie das Frühlingslaub, das in blumigen Tagen
Sprießet und rasch sich erschließt unter des Helios Licht.
Also freuen ein Weilchen wir uns an den Blüten der Jugend,
Eh' von den Himmlischen uns Liebes und Leides bewußt.
Aber bedrohend erwarten uns schon zwei finstere Keren:
Alters böse Beschwer führet die eine dir zu,
Ach! und die and're den Tod; und das Glück der genießenden
Jugend
Ist wie ein Sonnenstreif, der das Gelände durchfliegt.

Zweierlei Schätze.

Solon.
Um 590. Mancher gemeine Gesell ist reich und die Tüchtigen darben,
Dennoch tauschten wir nicht; nimmer für äußeres Gut
Gäben wir innern Gehalt: der Gehalt ist nimmer verlierbar,
Aber die Güter der Welt wechseln beständig den Herrn.

Hiobsfragen.

1.

Theognis.
Um 500. Lieber Zeus, ich verstehe dich nicht; du regierest doch alles,
Waltest aus eigener Macht deines gebietenden Amtes,
Kennest von jeglichem Menschen genau sein Dichten und
Trachten,
Schaltest mit freier Gewalt über die Güter der Welt:
Wie nur bringst du es über das Herz, o Kronide, dem Sünder
Gleich zu gestalten das Los wie dem gerechtesten Mann,
Ob er nun streng in den Grenzen der Züchte sich hält, ob er
Unrecht
übt, von des frevelen Muts lockender Stimme verführt?
Ist für den Menschen denn nichts von den himmlischen Mäch-
ten verordnet?
Nirgends gewiesen ein Pfad, drauf er den Ew'gen gefällt?

2.

König der Himmlischen, sag: Heißt das ein gerechtes Verfahren,
Wenn du dem Mann, der frei sich von Verfündigung hielt,
Der sich mit keinem Vergehen belud noch sträflichem Meineid,

Der, was er schuldig ist, tat, nicht auch das Schuldige gibst?
Welcher der Sterblichen wird denn hinfort, wenn er dieses
mit ansieht,

Noch euch Himmlische scheun? Oder wie wird ihm zumut,
Wenn er den Frevler, der Unrecht übt, der weder der Menschen
Weder der Himmlischen Zorn je zu vermeiden gesucht,
Schwelgen sieht im Genuße der Güter, indes der Gerechte
Traurig sich unter dem Druck bitteren Mangels verzehrt?

Wohltun und wohlfahren.

Tu nur wohl, und du fährst auch wohl. Sendboten bedarf's
nicht:

Deine verdienstliche Tat führet am besten dich ein.

Meine Sendung.

Schon vor Zeiten
Hat uns der Schelsucht Geist
Biel gefälscht.
Mit dem glatten Wort verbündet,
Sinnt er allzeit
Tückisch auf Schaden und Unglimpf,
Drückt, was glanzvoll ist, zu Boden,
Bauscht des Unwerts
Faulen Ruhm posaunend auf.

Pindar
(geb. 522).

So zu denken
Bewahr' mich, Vater Zeus, und
Lass' an die Pfade der Einfalt
Lebenslang getreu mich halten,
Daß ich sterbend meinem Geschlecht
Makellosen Namen lasse!
Und're wünschen
Gold sich und Hufen des Lands;
Mir genügt es dereinst,
Darf ich geliebt
Bergen den Leib in der Erde,
Weil ich pries, was preisenswert,
Und auf Frevles Tadel streute.

Wie der perlende Tau den Baum emportreibt,
 Strecket, begossen mit Ruhme
 Von der Hand gerechter Kenner,
 Manneswert den strebenden Wuchs
 Hoch ins feuchte Reich des Äthers.

Lebensfreude.

Keine Lebenslust verfränke:
 Werter ist nichts dem Erdenkind,
 Als Freud' am Dasein.

Die Leiden des Alters.

Sophokles
 (geb. 495).

Wer sich lange zu leben wünscht
 Und ein mittleres Teil verschmäht,
 Zeigt nur — kann ich es recht versteh'n —
 Daß er in kindlichem Wahn befangen.
 Biel, was näher an Leiden grenzt,
 Das behalten dem Erdensohn
 Jene steigenden Jahre vor,
 Und die Freuden verzieh'n gemacht,
 Wo eins die Jahre weiter bringt,
 Als ihm frommte;
 Dennoch ist keins vom Leben gesättigt,
 Taucht nun die Keusche, die Moire des Hades,
 Auf, die da Reigen und Harfe verschmäht, und
 Schließt mit dem Tod die Szene.

Ach am besten: es bleibt der Mensch
 Ungeboren; sein Nächstes ist,
 Trat ins Leben er ein, geschwind
 Wieder zu gehen, von wannen er herkam.
 Denn verrauschte die Jugend erst,
 Die von Tand sich und Täuschung nährt:
 Wer hält ferne vom Leid die Fahrt?
 Wen umfängt nicht der Übel Meer,
 Parteiung, Hader, Schlacht und Mord,
 Neid und Scheelsucht?

Ach, und zuletzt erloßt er das Alter,
 Kräfteberaubt, der Geselligkeit abhold,
 Freunde verlassen, umlagert vom Schwarme
 Täglich gemehrter Plagen.

Dies Los ist
 Deines, ist auch meines längst!
 Wie des Nordens Riff,
 Vom Meer in allen Flanken gepeitscht,
 Schüttert in Winterstürmen:
 Schüttelt diesem das Mark durch
 Eines finsternen Schicksalsturms.
 Schäumende Brandung, die nimmer rastend
 Bald aus dem dämmernden West,
 Bald vom leuchtenden Ost,
 Heut vom strahlenden Tag,
 Morgen vom Nachtreich
 Nordischer Klippen heranschlägt.

Bewegtes Leben.

Auf dem unendlichen Meer
 Seh' ich, getürmt von Notos,
 Schwellend von Boreas, endlos
 Kommen die Wogen und fliehen.
 Ach Sohn des Zeus!
 So hebt dich und reißt dich
 Im Wechsel hinab
 — ein wogendes Meer —
 Dein mühsalvolles Erdenwallen.

Gegen pessimistische Wertung der Güter.

Mit vollem Ernst bestreit' ich und bestritt es stets,
 Wenn eins behaupten mochte, daß uns Sterblichen
 An Leiden mehr sei als an Freuden zugezählt.
 Mit gläub'gem Mute halt' ich fest am Gegenteil:
 Mehr geht des Guten als des Schlimmen durch die Welt.
 Und wär' es nicht, wer hielte dann im Licht noch aus?

Euripides.

Die Gottheit preis' ich, die ein tierisch Leben einst
 Aus trüber Wirrnis klärend uns veredelte,
 Uns mit Vernunft begabte, uns die Sprache gab,
 Die Botin des Gedankens in der Stimme Schall,
 Die, uns zu nähren, Frucht und für die Frucht den Tau
 Des Himmels bot zur Nahrung für das Erdgewächs,
 Zur Lekung für den Lechzenden; die uns gelehrt,
 Vor Frost uns schirmen, decken vor des Gottes Brand,
 Und über Meere fahren, daß vom fremden Strand
 Wir tauschend nähmen, was dem eignen Land gebracht.
 Wenn nun ein Gott das Leben uns so reich versorgt,
 Welch' üppig Wesen, wenn daran uns nicht genügt!

Gutes und Böses aus einer Wurzel.

Menandros. O Parmenon, im Leben wächst das Gute nicht
 Wie an dem Baum aus einer Wurzel unvermischt;
 Am Guten wuchert auch das Böse mit herauf
 Und aus dem Bösen läßt Natur auch Gutes blüh'n.

Sie sterben jung, die von den Göttern sind geliebt.

Flügel der Wissenschaft.

Ptolemäus. Sterblich bin ich, mein Leben ist kurz, doch berechn' ich der
 Sterne
 Bahnen und mess' ich im Geist ihr unermessliches Heer,
 Fühl' ich die Erde nicht mehr; ich bin in der Götter Gesellschaft.
 Und mir reicht Zeus selbst seinen unsterblichen Trank.

Seelenschönheit.

Laß du das Alter nur kommen, und fürchte die Strenge der
 Hand nicht,
 Die von der Wange dir ab Rosen und Lilien streift!
 Chariten altern nicht; nie welket die Rose der Anmut,
 Die von den Himmlischen selbst dir in die Seele gepflanzt.

Eltern!

Theognis. Kein kostbareres Gut, als Vater und Mutter zu haben,
 Denen das heilige Recht immer im Herzen gewohnt.

Wahre Keuschheit.

Nur das Herz behalte keusch, und keusch bist du am ganzen Leib. Epicharmos.

Schulmeisters Fluch.

Müßig geschäft'ge Grammatikerzunft, ihr gefräßigen Raupen.
 Die ihr jegliches Blatt fremder Gewächse benagt,
 Und die benagten bekriecht und wie garstige Messeln verefelt,
 Jedem Gemeinen geneigt, jedem Vortrefflichen gram,
 Schänder der Dichter, das erste Gewölk an dem Himmel der
 Jugend:
 Schläng' euch Hundegezücht alle der Orkus hinab!

3. Politische Bekenntnisse.

(Vgl. Worte für unsere Zeit, Nr. 4.)

Ein- und Vielherrschaft.

Vielherrschaft taugt nichts; nur einer soll König und Herr sein, Homer.
 Dem es verliehen der Sohn des im Rat unerforschlichen Kronos.

Königspflichten.

Nächte verschlafen geziemt nicht einem zum Rate Be-
 ruf'nen,
 Welchem die Völker vertraut und so wichtige Sorgen befohlen.

Bürgerkrieg.

Herdlos steht und außer Gesetz und entwurzelten Stammes,
 Wem nach dem graufigen Kampfe von Bürger zu Bürger der
 Sinn steht.

Mein Wert.

... Ich schuf gerades Recht, jedwedem angepaßt
 Und dennoch gleich für groß und klein, für reich und arm. Solon.
 Ein schlecht gesinnter, auf Gewinn erpichter Mann,
 Der so wie ich den Stachel in der Hand geführt,
 Der hätte, statt zu zügeln, nur im Volk gewühlt
 und nicht gerastet, bis er sich den Rahm geschöpft.

Ich aber zwischen kampfbereiten Lagern stand
 Zum festen Markstein aufgepflanzt; hätt' ich es so
 Gemacht, wie damals euer einer Teil begehrt,
 Und wieder wie der Gegenpart von mir gehofft,
 Es stünd' um manchen Bürger ärmer heut' die Stadt.
 So muß ich mich zur Wehr gerüstet allerwärts
 Gleich einem Wolf, den alle Hunde hekten, drehn.

Besondere Vorsehung.

Bindar.

Der Geist des Zeus steht großen Männern
 Am Steuer des Schicksals.

Gewalt und Recht.

Des Gesetzes heilige Majestät,
 Die Göttern und Menschen gebietend thront,
 Besiegelte meist das Werk der Gewalt,
 Das herrisch erzwungen die stärkere Hand.

Starrsinn.

Sophokles. Du siehst: die Bäume, die bei sturmgeschwoll'ner Flut
 Dem Strom sich beugen, retten sich der Zweige Schmuck,
 Und was sich stemmt, das reißt er samt der Wurzel aus.
 Und spannest du das Segeltau am Schiff zu straff
 Und gibst dem Sturm nicht nach, so schlägt das Schiff dir um,
 Daß du mit umgekehrten Planken weiter treibst.

Der Fürst wird weise, der sich zu den Weisen hält.

Der wahre Gottesfluch.

Euripides.

Das ist der wahre Gottesfluch am Erdensohn,
 Wenn eins das Gute kennet und nicht wählen will.

Tugend kein Erbstück.

Nichts gibt es, was dir wahren Manneswert verbrieft;
 Ein Wirrsal waltet in der sterblichen Natur:
 Erlauchte Häuser pflanzen sich in Nieten fort
 Und aus dem morschen Stamme sprießt ein edles Reis.
 Oft wohnt in reichen Mannes Brust ein dürst'ger Geist
 Und echter Hochsinn birgt sich unter schlichtem Wams.

4. Worte griechischer Dichter für unsere Zeit.

a) Umsturz und Revolution.

Das Staatsschiff im Sturm.

Den Streit der Winde faß' und versteh' ich nicht:
 Der Wogenschwalm wälzt bald sich von hüben, bald
 Von drüben her, und mitten drinne
 Jagen wir hin mit dem schwarzen Fahrzeug.

Μακίος
 (610 geb.).

Wir ringen mühevoll mit des Sturms Gewalt;
 Kielwasser spült schon hoch um des Mastes Fuß;
 Vom Segeltuch, das ganz geborsten,
 Flattern nur mächtige Fexen nieder.

Die Taue reißen all' und die Welle dort
 Türmt höher sich als alle vergang'nen auf;
 Wenn die uns erst ins Boot hereinschlägt,
 Bringen wir nimmer das Schöpfen fertig.

Der Edle und der Wicht.

Freund, unerschütterlich fest steht Edlen die Meinung des Theognis.
 Herzens,
 Ohne zu wechseln im Glück oder in Tagen der Not.
 Aber dem Wicht, wenn Gott in die Fülle der Güter ihn
 einsetzt,
 Wirbelt der Geist, und er birgt nicht das gemeine Gemüt.

Schelmen erwiesener Dienst ist ewig verlorene Mühe,
 Gleich als wolltest du Saat streu'n in die schäumende See.
 Sä' du dein Korn ins Meer: nie schneidest du schwellende
 Garben;
 Was du an Schlechten getan, bringet dir Gutes nie ein.

Wird doch ein schnödes Gemüt nie satt, und versiehst du's
 in einem,
 Schüttet zu Füßen es dir allen bisherigen Dank,
 Während der Edle dem Freund auch erfahrenes Herbe nicht
 nachträgt,
 Aber empfangener Huld ewig mit Liebe gedenkt.

Gottverblendet.

Aeschylus.

Und wenn ein Dämon einen Mann verderben will,
Verwirrt er ihm zuerst den Geist, womit er plant.

„Du läßt den Armen schuldig werden.“

In Schuld verstrickt den Erdensohn die Gottheit selbst,
Wenn sie ein Haus bis in den Grund vertilgen will.

Es dürfen nur die Bürger die Verfassung nicht durch
üblen Zusatz trüben. Wer dem klaren Born Rotwasser zu-
führt, findet nimmer reinen Trunk. Ich rate meinen Bürgern:
hütet ehrfurchtsvoll vor Zügellosigkeit euch wie vor Sklaven-
sinn, und tilgt nicht alles aus dem Staat, was Schauder weckt.
Vor nichts mehr scheut sich, wer das Schaudern ganz verlernt.

Zuchtlosigkeit.

Sophokles. Der schlimmste Feind der Menschen ist Zucht-
losigkeit:

Sie stürzet Häuser; ganze Städte legt sie wüst;
Sie reißt des Heers geschlossene Mauer
lockernd auf

In feige Flucht. Wo aber Zucht das Zepter hält,
Da finden im Gehorsam tausend Leben Schutz.

Volksbeschwäher.

Es wankt der Grund, darauf das Wohl des
Staates steht,

Wo ungestraft man Ordnung, Recht und Zucht
zertritt,

Wo auf dem Markt das große Wort der
Schwäher führt

Und mit der frechen Zunge Geißel heßt das
das Volk.

Unbeständigkeit der menschlichen Dinge.

O Sohn des Aegeus, teurer Mann, nur Götter sind

Vom Alter frei und gegen Zeit und Tod gefeit,

Sonst alles reißt der Strudel fort der mächt'gen Zeit.

Der Liebe, nicht beharrt er treu von Volk zu Volk:

Die Sympathien reißen und die Freundschaft schlägt

In Bitterkeit und Bitterkeit in Feindschaft um.

Es welkt die Kraft der Erde, welkt des Leibes Kraft,

Die Treue stirbt, aufsprießet Treubruch und Verrat.

Nicht wandelt unter Freunden stets derselbe Geist

Treue Liebe.

Es liebt nicht wahrhaft, wer nicht treu die Euripides.
Liebe hält.

Erwarte die Zeit.

Das Volk zu dämpfen im Gebraus der Leidenschaft
Heißt Feuer löschen wollen, wo's am höchsten rast.
Verharre nur in Ruhe, laß' im Koller ihm
Die Zügel nach und nimm der rechten Stunde wahr.
Es tobt sich aus, und ist die erste Wut verbraust,
Erhältst du sonder Mühe, was du willst von ihm.
In ihm ist Mitleid, selber Großmut liegt in ihm,
Ein reicher Schatz, den jener hebt, der warten kann.

Der große Mann der Zukunft.*)

... Da komm' herauf, o seliger Wurster, teurer Mann,
Herauf, der du der Stadt und uns zum Heil erscheinst!
„Was wollt ihr denn?“ — Da komm' mal her und höre doch:
Du bist ein Glückskind, bist zu großem Los bestimmt.
Komm', nimm ihm seine Wurstbank ab, eröffn' ihm doch,
Was Großes ihm das Buch des Schicksals zugehacht.
. Denn du — das sagt hier alles der Drakelspruch —
Wirst nun der große Mann. — „Daß ich zum großen Mann,
Ich armer Wurster, werden soll, begreif ich nicht.“
Gerade deshalb wirst du nun der große Mann,
Weil du gemein und frech und von der Gasse bist. —
„Ich halte mich so hoher Dinge selbst nicht wert.“
Ei was! warum nicht solltest du ihrer würdig sein?
Fühlst du denn irgend einen edlen Zug in dir?
Gehörst du zu den feinen Herren? — „Gott bewahr';
Ich bin ein ganz Gemeiner.“ — So preise dein Geschick:
Welch großen Vorteil gibt schon das fürs Regiment!
„Doch, lieber Herr, ich hab' in der Schule nichts gelernt,
Nur Lesen, und Schreiben! und auch selbiges nur so so!“
Um's wenige schade! Dies „So so“ ist schon zu viel:
Die Demagogie darf nicht die Sache Gelehrter, darf
Nicht Sache mehr gebildeter, rechter Leute sein.

Aristophanes
(um 424).
Aus dem Lust-
spiel „Die
Ritter“ (gegen
Kleon).

*) Man vergleiche die zahlreichen Kleon (Wurster) der Gegen-
wart, z. B. Herrn E r.
Liez, Gott und Welt.

Nichtskönner kommen, und Küpel dran. O laß' dir nicht
Entgeh'n, was dir das Götterorakel zugeteilt!
„Das juckt mich freilich; aber wunder nimmt mich doch,
Wie ich das Zeug zum Führer des Volkes haben soll.“
O Kleinigkeit! Du tust, was du bisher getan.
Du rührst und wurdest zusammen, was das Zeug nur hält.
Du tust dem Demos immer schön und firrest ihn
Mit leckeren Wörtchen nach dem neuesten Rezept
Was sonst der Demagog bedarf, das hast du schon,
Die wüßte Stimme, die schosfle Geburt, den Gassenwitz!

Zerstörende Kräfte.

Menandros (geb. 342). Durch eigenen Schaden, Knabe, fault ein jedes Ding;
Im eigenen Innern trägt es der Zerstörung Keim.
Beschau' es recht! Am Eisen, siehst du, frißt der Rost,
Die Motte nagt am Kleid und an dem Holz der Wurm.
Der Schäden schlimmster aber — hörst du? — ist der Neid:
Wo eingnistet dieser böse Parasit,
Schmarokt er dir am Herzen wie ein böses Geschwür.

Kein Mensch erkennt, indem er einen Fehl begeht,
Des Fehls Bedeutung; hinterher erkennt er sie.

Ein Urteil über die Führer der Volksherrschaft.

Philemon. Nicht, wer nicht Unrecht tut, ist ein gerechter
Mann,
Nein, wer es zu tun vermöchte und zu tun
verschmäht;
Nicht, wer das Kleine nicht zu nehmen sich
bezwang,
Nein! wer am Großen festen Sinns sich nicht
vergriff,
Wo er des Meisters konnte werden ungestraft.

Im Gefolge des Glücks.

Lucian. Bist du im Glück, o so bist du der Liebling der Menschen und
Götter;
Was dir die Seele begehrt, liest man vom Auge dir ab.
Kommst du zu Falle — die Freunde verziehn und man findet
dich lästig:
So mit dem Winde des Glücks schwinget sich alles mit um.

b) Zum Krieg.

Unsere tapferen Gefallenen.

Ares liebt es, aus dem Volke sich das Beste wegzumäh'n. Aischylos.

Sie sterben jung, die von den Göttern sind geliebt. Menandros.

Die Ehre des Mannes.

... Das ist die Ehre des Manns, zu verteid'gen den Boden
der Heimat, Kallion's
(650).

Kämpfend um Weib und Kind gegen die Dränger zu stehn.
Stirbt doch ein jeder, wann ihm in den Faden es Moira
gesponnen;

Rücke denn jeder beherzt grade dem Feind auf den Leib,
Hoch den geschwungenen Speer, und sobald das Getümmel
ihn aufnimmt,

Eng an den deckenden Schild schließend das tapfere Herz.
Seinem Geschick zu entgehn, ist der Sterblichen keinem be-
schieden,

Keinem, und wär' er auch gleich göttlichen Ahnen ent-
stammt.

Mancher entrann dem Getümmel der Schlacht und dem
Sausen der Speere,

Aber die Moire des Tods fand den Versteckten im Haus.

Wer so starb, dem entgeht die verlangende Liebe des Volkes,

Wenn um des andern Verlust hoch sich und nieder betrübt.

Leidvoll mißet den Helden im Tod die Gesamtheit der Bürger,

Wie sie dem Halbgott gleich schon in dem Leben ihn hält.

Denn wie ein schirmender Wall — so schwebet er allen vor
Augen,

Tausend der anderen wiegt auf, was der einzige schafft.

Die Mauer.

Nicht Werke tuns, gemauert aus Holz und Stein: Aftaios
Die beste Mauer, Freund, ist ein wehrhaft Volk.

Auf die Gefallenen bei Thermopylä.
(480 v. Chr.)

Euch, ihr Toten der Thermopylen, Simonides.
Fiel ein glorienreich Geschick und schönes Ende.

Zum Altar wird die Gruft,
Zu Gedenken der Schmerz
Und die Klage zum Preislied.

Nie wird der Kost um dies Heldenmal,
Noch die allbezwingende Zeit den dunkelnden Schleier
ziehn.

Wanderer, melde nach Haus dem spartanischen Volke, daß
hier wir
Liegen, den Weisungen treu, die wir empfangen von ihm.

Heldentod für die Freiheit von Hellas.
Wenn sich die Tugend in glänzendem Sterben am schönsten
besiegelt,
Haben vor allen dies uns freundliche Sterne beschert:
Während der Freiheit Kranz wir der heiligen Hellas errangen,
Sanften wir hier mit des Ruhms ewiger Krone geschmückt.

Spartanersinn.

Dioscurides Acht entsandte der Söhne Demainete wider die Feinde;
Alle verbarg sie die acht unter dem einzigen Stein.
Tränen des Schmerzes entrannen ihr keine; sie sagte das eine:
Sei mir, Sparta, begrüßt, der ich die Kinder gebar!

Der Hinterbliebenen Trost.

Antiphaneß. Betrau're deine lieben Toten, doch mit
Maß:
Sie sind nicht tot, sie sind dir nur den
selben Weg,
Den jeder mit Notwendigkeit zu wandeln
hat,
Vorangegangen; früher oder später langst auch du
Bei ihnen in derselben stillen Herberg' an,
Und bleibst mit ihnen alle künftige Zeit vereint.

c) Unseren Freunden zum Trost im Leid.
Ermannung.

Archilochos Herz, mein Herz, zerwühlt von Schmerzen, die kein Mittel
(um 650). mehr dir bannt,
Raff' dich auf und steh dem Schicksal, stemm' entgegen ihm
die Brust,

Dicht vor deiner Feinde Lücken pflanze dich gepanzert auf!
 Wenn du Sieg gewonnen, jauchze nicht vor aller Welt es aus,
 Und verlorst du, winsle nicht zu Haus und wirf dich in den
 Staub!

Weder freu dich in der Freude, noch zergräme dich im Leid
 übermäßig, und vergiß nicht, welchen Takt das Leben hält!

H o f f n u n g.

Hoffnung allein noch verblieb von den freundlichen Göttern Theognis.
 auf Erden,

Nach den olympischen Höh'n zogen die übrigen heim.
 Treue, die mächtige Göttin, entwich; es entwich aus dem
 Leben

Zucht, und die Chariten, Freund, sagten der Erde Valet.
 Treueid, Glauben und redlicher Geist in dem Volk ist erloschen,
 Keiner mit heiliger Furcht denkt der Unsterblichen mehr.
 Sondern der Frommen Geschlecht starb aus, und die Scheu
 vor der Sakung
 Heiligem Recht und der Dienst frommer Gebräuche ver-
 schwand.

Nun ist die Hoffnung allein: auf die Hoffnung baue nun jeder,
 Harrend, so lang er noch hier wandelt in Helios' Licht.
 Rufet die Himmlischen all zu der Lohe der prangenden Opfer,
 Aber zuerst und zuletzt werde der Hoffnung gedacht.

„Stellvertretende Genugtuung.“

Die Schuld zu sühnen tut für Tausende genug Sophokles.
 Die eine Seele, die mit reinem Willen kommt.

Die Würfel Gottes, wie sie fallen, fallen gut.

Lehren des Weltlaufs.

Geb' in Gedanken ich Raum dem Glauben an göttliches Euripides.
 Walten,

Verstummt der Gram.

Schau' ich aufs Treiben und Leiden der Menschen,
 Läßt mich die Hoffnung im Stich; Vernunft zu entdecken im
 Weltlauf.

Heute noch so — morgen das Widerspiel;
 Es treibt ohne Regel das Leben
 Und kreiset in ewigem Wirrsal.

Ach! da begnüg' ich mich gern und begehre nur eines vom
 Schicksal:

Nur so viel Gunst,
 Daß das Gemüt sich bewahre vor Schwermut!
 Laß mich nicht sinnen zu tief, noch versinken in Nebel des
 Irrwahns!

Leichten Geblüts laß in des Tags Geschenk
 Geschmeidig die Seele sich schicken
 Und fügen in frommem Bescheiden!

Characterprobe.

Laß keinen Glücksfall dir zu sehr zu Herzen gehn,
 Und dich verleiten hoch zu denken von dir selbst,
 Noch wirf dich weg, wenn dir ein Schlimmes widerfuhr.
 Beharre du derselbe, wahre festen Sinns
 Die eig'ne Art, wie Gold sich wahr in Feuersglut.

Resignation.

Schick' willig dich, Herz, ins veränderte Los,
 Fahr hin, wie der Gott und die Welle dich treibt,
 Und richte den Bug nicht wider den Strom;
 Denn du fährst mit dem Winde des Schicksals.

5. Von Natur und Leben.

Nachtfrieden.

Altman. Stille liegen im Schlaf in den Bergen Höh'n und Schlüfte,
 Firnengrat und Felsensalten;
 Laub und alles was kriechend sich nährt an dunkler Erde;
 Das Wild im Walddickicht,
 Reger Bienen Schwärme,
 Das Ungetüm tief in den purpurnen Wassern schläft;
 Im Schlummer liegt der Vöglein
 Fittige breitendes Volk.

A d l e r f l u g .

Die Tiefen des Meeres der Luft
 Hoch mit düstergrauen Schwingen
 Teilet der Adler im Flug,
 Ein Bote des wehenden Zeus,
 Soweit sein Reich
 Sich, das unendliche, dehnt.
 Vertrauend der Fülle der Kraft
 Fegt er kühn durchs Grenzenlose;
 Bang sich duckt hellkreischend Volk;
 Ihn hemmet kein türmender Berg des mächt'gen Landes,
 Nicht des erbrausenden Meers
 Unübersehbare Flächen;
 In dem ewig regen Leeren
 Wiegt er sein stolzes Gefieder,
 Schwebt mit den Hauchen des Zephyr.
 Alle Welt kennt ihn heraus.

Bacchylides.

Die stille Welt der Stoiker.

Ein neuer Versuch griechischer Philosophie, dem Menschen
 Halt und Trost zu verschaffen.

Die Freiheit der Griechen war dahin. Die Römer waren Herren der Welt geworden. Nicht nur ihre politischen Hoffnungen hatten die Griechen begraben, auch vom philosophischen Höhenflug eines Plato und Aristoteles war kaum noch etwas zu spüren. Neue praktische Aufgaben stellte sich die griechische Philosophie der letzten vorchristlichen Jahrhunderte: Dem einzelnen Menschen in der Not und Schwierigkeit seines täglichen Lebens bis zum Tode Helfer zu sein, ihm ein glückliches Leben zu verschaffen. Verschiedene Wege wurden dabei eingeschlagen. Mäßigen Genuß priesen die einen als höchste Lebensweisheit. Andere vertraten eine ernstere, tiefere Auffassung.

So verfolgten die Stoiker kein geringeres Ziel als inmitten der Zeit allgemeinen Zusammenbruchs, der Unfreiheit, Willkür, Gewalttat jedem Einzelnen einen unbedingt sicheren Halt zu verschaffen; Freiheit, Unabhängigkeit, Überlegenheit

gegenüber allem, was ihm zustoßen konnte. Etwa 300 Jahre zuvor hatte der „Erleuchtete“ Buddha ein ähnliches Ziel verfolgt, die Befreiung des Menschen vom Leiden. Und etwa 300 Jahre später wiederum ist die noch schwerere Aufgabe in Angriff genommen worden, die Rettung des Menschen von der Sünde. Das war und ist das Ziel der christlichen Religion.

So ähnlich die Ziele sind, so verschieden die Wege zu ihnen.

Buddha geht von der Überzeugung aus, daß das Leiden tatsächlich vorhanden ist, ja daß in der Welt nichts anderes als Leid ist. Die Menschen werden davon frei durch Verzicht auf jede Begierde, ja aufs Wollen überhaupt außer dem einen Streben, frei zu werden vom Leiden.

Für Christus und seine Jünger gibt es nur ein Leid, die Sünde und die mit ihr verbundene Trennung des Menschen, des Kindes, von seinem göttlichen Vater. Nur einen Weg zur Befreiung vom Leid: Die Rückkehr zum Vater seitens des Verirrten, des von Schmerz, Sehnsucht und Vertrauen Erfüllten.

Anders die Stoiker.

Nicht durch Flucht aus dem Leben, nicht durch Gnade eines Gottes, vielmehr lediglich durch eigene Kraft gelangt nach ihnen der Mensch zur Befreiung von Schmerz und Sünde, zur wahren Freiheit, Unabhängigkeit, zum Frieden und Glück.

Durch die Kraft seines Denkens und Wollens.

Welches ist dieser befreiende Gedanke? Gut und übel sind nichts wirklich Vorhandenes; sie sind nur Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen, Einbildungen des Menschen. Seine Aufgabe ist es, sich von dieser falschen Auffassung frei zu machen, zu erkennen, daß es nur ein Übel gibt: sich äußeren Dingen, einer Macht, die nicht in unserer Gewalt steht, zu unterwerfen, und nur ein Gut gibt: seine geistige Freiheit zu wahren.

Und zu diesem befreienden Gedanken kommt der befreiende Wille. Lediglich von uns hängt es ab, nicht bloß die Dinge anders einzuschätzen als die Menge es tut; als Weise zu urteilen, sondern vor allem auch als Weise zu leben und zu sterben, der Natur und Vernunft zu folgen und so Tugend auszuüben; nichts zu begehren, was unserer

unwürdig, niemals das Gleichgewicht der Seele zu verlieren, kein Sklave der Leidenschaften zu werden, keinem zu zürnen, weder dem Menschen noch dem Schicksal, in allen Lebenslagen und auch im Tode freie, heitere Menschen zu bleiben, und so glücklich zu werden.

Damit ist der Weise zugleich in ein neues Verhältnis zu seinen Mitmenschen gelangt. Auch sie waren zuvor und sind noch jetzt zumeist dem Irrtum, der Blindheit unterworfen. Es gilt, sie davon zu befreien, brüderlich mit ihnen zu leben.

Doch hören wir aus dem Munde der Stoiker selbst, was sie fühlten und dachten. Wir wenden uns dabei nicht an den Gründer und seine ersten Jünger, sondern an die Männer, die Jahrhunderte nach ihnen in schwierigster Lage, auf der Höhe und in der Tiefe des Lebens durch ihr Tun und Lassen ihre Lehre bewiesen.

Der eine, Jahre lang Regent des römischen Kaiserreichs, bringt das Ungeheure fertig, abhängig und umgeben von einer unholden, teuflischen Kaiserfamilie, als erster Beamter des Weltreichs eine neue Glanzzeit des Reiches heraufzuführen, Segen und Frieden zu wirken, bis ihm sein „Schüler und Herr“, der Kaiser Nero, Gelegenheit gibt, sich auch im Tode als Weiser und Freier zu zeigen. Der Spanier Lucius Annäus Seneca war es, ein umfassender Geist, Staatsmann, Finanzmann im Großen, Gelehrter, Dichter, Erzieher, vielseitiger Schriftsteller. Die vornehme Welt am römischen Kaiserhof und um ihn sucht er durch seine Schriften aufzurütteln und für ein neues Leben zu gewinnen.

Der zweite, gleich Seneca Zeitgenosse Christi, aber kein Großer und Mächtiger, äußerlich Sklave von Geburt bis zum Tode, lahm, vielleicht infolge von Mißhandlungen seines Herrn, an Geist und Seele einer der Freisten, die jemals gelebt haben, von einer Größe der Gesinnung und Tat, die im Lauf der Jahrhunderte ihresgleichen sucht: Epiktet. Sein „Handbüchlein der Moral“ hat ein moderner, streng christlicher Schriftsteller, Hilty, in seinem „Glück“ als wertvolles Erziehungsmittel neu übersetzt.

Der dritte lebte etwa 300 Jahre später und ist einer der bedeutendsten und erfolgreichsten römischen Kaiser, Markus Aurelius. Das Wort Platons vom Philosophen auf dem Thron ist durch ihn wahr geworden. Zwar verraten seine

Statuen Spuren tiefen Leides auf seinem Antlitz. Sein Leben und Sterben war der Kampf eines wahrhaft Weisen gegen das Leid und bezeugt, daß der Sieger in mancher Schlacht auch in diesem Kampf Sieger, der Herrscher des Weltreiches auch Herr seiner selbst geblieben war.

Gewiß bleiben auch diesen Weisheitslehrern gegenüber Fragen offen und Bedenken bestehen. Aber ebenso gewiß haben sie Jahrhunderte hindurch Tausenden der Besten Halt und Trost in schwersten Lebenslagen verschafft.

In einer Zeit wie der unsrigen, in der wie im römischen Kaiserreich alles Äußere um uns zusammenbricht, da wird und muß die feste Burg in uns, die uns die Starken bauten, manchen willkommen sein, zumal solchen, die sich in die Welt des „Glaubens“ nicht hineinfinden können.

Aus den Werken der Stoiker, der Philosophie der Standhaftigkeit.

I. Seneca.*)

Die Kunst zu leben.

... An der Kunst zu leben hat man das ganze Leben hindurch zu lernen, und was dich vielleicht noch wunderbarer dünkt: sein lebelang muß man sterben lernen. . . .

1. Nichts fälschliches für Leiden halten.

Du sollst nichts für ein Gut oder für ein Übel halten, was nicht Folge der Tugend oder der Schlechtigkeit ist, du sollst unbewegt bleiben, auch wenn Böses aus dem Guten entsteht. . . .

Was dem
Menschen
bleibt.

Zwei herrliche Dinge begleiten uns, wohin wir auch gehen mögen: die Natur, die allen gemeinsam ist, und unsere eigene Tugend. Mag der Schöpfer des Alls ein allmächtiger Gott sein, oder eine unkörperliche in gewaltigen Werken schöpferische Vernunft, oder ein göttlicher Hauch, der Großes und Kleines in gleichmäßiger Wirkung durchströmt, oder ein Schicksal, und eine unabänderliche Reihen-

*) Vergl. Ausgew. Schriften des Philosophen Seneca, Verlag Reclam (Bd. 1847/49).

folge zusammenhängender Ursachen: dafür ist jedenfalls gesorgt, daß nur ganz geringe Dinge einer fremden Willkür unterworfen sind. Was für den Menschen das Beste ist, das liegt außerhalb der menschlichen Macht, es kann weder gegeben noch genommen werden. Diese Welt, das Größte und Schönste, das die Natur hervorgebracht hat, und der Geist, der diese Welt betrachtet und bewundert, das Herrlichste, was in ihr ist, das gehört uns eigen und bleibt uns; es wird uns angehören, solange wir selber existieren. Darum wollen wir munter und aufrecht festen Schrittes dahineilen, wie es auch gehen mag!

Durchwandern wir Land um Land: Alles in der ganzen Welt gehört uns; von überallher richtet sich der Blick gleichmäßig gen Himmel und alle Himmelskörper sind gleichweit von jedem Punkte der Erde entfernt. . . .

2. Glück.

Darin sind alle Stoiker einig: Von der Natur nicht ab- weichen, nach ihrem Gesetz und Beispiel sich bilden, das ist Weisheit. Glücklich ist ein Leben, wenn es seiner Natur entspricht. Das aber kann nur erreicht werden, wenn der Geist fürs erste gesund ist und beständig gesund bleibt; sodann wenn er stark und kräftig ist, edel und geduldig, in die Zeit sich schickend, auf den Körper Bedacht habend und auf dessen Bedürfnisse, aber ohne Ängstlichkeit, aufmerksam auf alles andere, was zum Leben gehört, ohne zu großen Wert auf irgend etwas zu legen, die Gaben des Glücks benützend, aber ohne ihr Sklave zu sein. Du siehst, auch wenn ich es nicht sagte, daß daraus eine beständige Gemütsruhe und Freiheit sich ergeben und daß alles verschwinden muß, was uns reizt oder schreckt. Denn statt der geringen flüchtigen, in ihrer Gemeinheit schädlichen Genüsse wird uns eine große, unangefochtene, gleichbleibende Freude zu Teil: Friede und Eintracht im Herzen, Größe mit Sanftmut im Bunde. Denn alles unbändige Wesen ist ein Zeichen von Schwäche. . . .

a) Der Natur folgen und Gemütsruhe erlangen.

Du siehst, welch schlimme und schädliche Knechtschaft der erduldet, den Sinnenlust und Schmerz, zwei unsichere unmächtige Gebieter, wechselweise beherrschen. Darum muß man sich durchringen zur Freiheit; diese aber erlangt man nur durch

b) Der Verdummung folgen und Freiheit erlangen.

Gleichgültigkeit gegen das Schicksal. Daraus erwächst jenes unbezahlbare Gut: die Ruhe und Erhabenheit eines Geistes, der seinen festen Standpunkt gefunden hat, der frei von Furcht aus der Erkenntnis der Wahrheit eine hohe bleibende Freude gewinnt, Freundlichkeit und Heiterkeit des Gemüts; an diesen Gütern wird er eine besondere Freude haben, weil sie gleichsam auf seinem eigenen Boden gewachsen, nicht ihm nur zugewachsen sind. Glücklich kann derjenige genannt werden, welcher, von der Vernunft geleitet, nichts mehr wünscht und nichts mehr fürchtet. . . .

Glücklich kann niemand werden, der keinen Begriff von der Wahrheit hat; ein glückliches Leben ist also dasjenige, welches auf einem richtigen festen Urtheil ruht und dabei unbeweglich bleibt. . . .

c) Der Tugend folgen.

Die Tugend ist etwas Hohes, Erhabenes, Königliches, Unüberwindliches, Unermüdliches; das Vergnügen etwas Niedriges, Sklavisches, Schwaches, Hinfälliges. . . .

Man kann kühn sagen, daß ein mit sich selbst einiger Geist das höchste Gut sei. Denn wo Übereinstimmung und Einigkeit herrschen, da muß die Tugend sein; das Laster macht uneins. . . .

Du fragst, was ich von der Tugend wolle: Sie selbst will ich, sie hat nichts Besseres, sie ist ihr eigener Lohn. Oder ist das nicht genug? Wenn ich dir sage: Das höchste Gut ist eine unerschütterliche Geistesstärke und Umsicht, Feinheit, Gesundheit, Freiheit, Einigkeit und Schmuck der Seele, verlangst du dann noch mehr?

Es ist so eingerichtet, daß zu einem glücklichen Leben kein großer Apparat nötig ist; jeder kann sich selbst glücklich machen. . . .

3. Das Leben des Weisen.

a) Dem Staate nützen wo man kann.

Dem Staate nützt ja nicht nur der, welcher Leute empfiehlt, die sich um Ämter bewerben, oder der, welcher Angeklagte in Schutz nimmt und seine Stimme abgibt über Krieg und Frieden, sondern auch wer die Jugend begeistert, wer bei dem großen Mangel an tüchtigen Lehrern den Ge-

mütern Tugend einpflanzt, wer Leute, die dem Gelde und dem Luxus nachjagen, ergreift und zurückhält, oder wenigstens aufhält: auch ein solcher wirkt für die Öffentlichkeit selbst als Privatmann. Oder hat derjenige mehr Verdienst, welcher unter Fremden und Bürgern oder als Richter der Stadt den Parteien Recht spricht, als der, welcher lehrt, was Gerechtigkeit sei, was Frömmigkeit, was Geduld, was Tapferkeit, was Todesverachtung, was Gotteserkenntnis, und was für eine herrliche Sache ein gutes Gewissen sei. Darum, wenn man seine Zeit auf solche Studien verwendet, so hat man eigentlich kein Amt ausgeschlagen und sich keiner Pflicht entzogen. . .

Stehe nur fest auf deinem Posten und nütze durch Rufen; stopft man dir den Mund: bleib' nur stehen und nütze stillschweigend. Das Tun eines rechtschaffenen Bürgers ist nie ganz vergeblich; durch sein Hören und Sehen, durch Miene und Wink, durch stummen Widerstand, durch sein Einhergehen sogar kann er nützen. Wie gewisse heilsame Kräuter durch ihren Geruch nützen, ohne daß man sie schmeckt oder berührt, so verbreitet die Tüchtigkeit ihren Nutzen auch aus der Ferne und in der Verborgenheit.

Es steht mit der Menschheit nicht so gut, daß das Bessere b) Auf alles der Mehrzahl gefiele; die Menge ist ein Beweis des Schlimm- gefast sein.
sten! Zum Pöbel gehören aber nach meiner Ansicht sowohl Leute im geringen Kleid, als solche, die Kronen tragen. . . . Was der Geist wert ist, das finde der Geist auf. . .

Wer den Tod fürchtet, wird in seinem Leben nie etwas Rechtes leisten; wer aber bedenkt, daß der Tod ihm schon von Geburt an bestimmt war, der wird darnach leben und wird mit derselben Geistesstärke es dahin bringen, daß die Zukunft ihm nichts Unerwartetes bringt. Alles was kommen kann, sieht er voraus und damit schwächt er den Anprall aller Übel. . . Ich wußte wohl, in welch lärmvolles Zelt die Natur mich bannte; schon sehr oft erscholl ein Jammergeschrei in meiner Nachbarschaft; schon sehr oft hat man Fackeln und Wachskerzen jungen Leichen vorangetragen an meiner Schwelle vorüber; schon oft erscholl der tiefe Donner eines einstürzenden Gebäudes; viele von denen, welche mir auf dem Forum, in der Kurie, im geselligen Umgang verbunden waren, hat die Todesnacht hinweggerafft und hat zum

Freundschaftsbund verschlungene Hände getrennt. Sollte ich mich wundern, wenn Gefahren, die mich immer umschwebten, einmal wirklich an mich herantreten?

Bei solchem Auf- und Abwogen des Geschicks gibst du, wenn du nicht annimmst, daß alles, was geschehen kann, auch wirklich geschehen werde, dem Unglück eine Gewalt über dich, welche derjenige bricht, welcher vorausblickt. — Weiter wird zu beachten sein, daß wir uns nicht mit Unnötigem plagen, das heißt, daß wir nicht Unerreichbares begehren, oder etwas, das uns zu spät mit großer Beschämung zeigt, wie nichtig unsere Wünsche waren. . . .

Auch darf man den Geist nicht immer in gleicher Weise anspannen, sondern muß sich auch wieder heiteren Dingen hingeben. . . .

4. Der Sinn des Leidens.

An dieselbe Notwendigkeit im Leben und Sterben sind, wie wir, auch die Götter gebunden. Ihnen, wie uns, ist eine unabänderliche Bahn vorgezeichnet. Der oberste Schöpfer und Lenker des Alls befolgt selber die Gesetze, welche er gegeben hat; einmal hat er befohlen, immer gehorcht er. . . .

Gott und gute Menschen sind durch das Band der Tugend freundschaftlich miteinander verbunden. Ja mehr als Freundschaft besteht zwischen beiden: Verwandtschaft, Ähnlichkeit. Der Gute ist nur zeitlich von Gott verschieden; er ist sein Schüler, Nachahmer, echter Sohn; und er, der erhabene Vater, treibt ihn mit Ernst zur Tugend an und erzieht ihn etwas hart, nach strenger Väter Art. Siehst du, daß wackere, den Göttern angenehme Menschen leiden müssen, und im Schweiß ihres Angesichts emporklimmen, während Schlechte schwelgen und dem Genuße fröhnen, so denke, daß ja auch uns an unseren Söhnen gute Zucht erfreut, Mutwille nur an jungen Sklaven, daß jene durch strenge Zucht in der Ordnung gehalten werden, während man die Keckheit dieser gewähren läßt. Dieselbe Vorstellung mußt du dir von Gott machen: er verzärtelt den tüchtigen Mann nicht, er erprobt ihn, härtet ihn ab, bildet ihn, wie er ihn haben will. . . . Gott ist gegen die Guten väterlich gesinnt und liebt sie wie ein strenger

Vater; durch Anstrengung, Schmerz und Schaden sollen sie umgetrieben werden und rechte Kraft erwerben. . . .

Ich verweise dich auf die edlen Wissenschaften; zu ihnen muß jedermann sich flüchten, den das Geschick hart behandelt; sie werden deine Wunden heilen und alle Traurigkeit gänzlich verscheuchen. Trost im
Leiden.
Wissenschaft.

Das ist ja das Beste, wenn der Geist frei ist und sich mit sich selbst beschäftigen darf, bald an leichteren Studien sich ergötzend, bald wahrheitsbegierig sich erhebend zur Betrachtung der eigenen Natur und des Universums. Zuerst erforscht er die Länder und ihre Lage, dann die Art des Meeres, das sie umströmt, seine Ebbe und Flut; dann betrachtet er, was zwischen Himmel und Erde Furchtbares liegt, die durch Donner, Blitze, Stürme, Regengüsse, Schneegestöber und Hagelwetter beunruhigten Räume. Dann, wenn er die niederen Regionen durchwandert hat, erhebt er sich zum Höchsten, genießt den herrlichen Anblick des Himmlischen, und geht, seines ewigen Lebens bewußt, ein auf alles, was jemals war und was in alle Zukunft sein wird.

Die heilige Pflicht wird dir zum Heilmittel werden; ein pietätvoller Mensch kann von seiner Trauer durch nichts besser abgelenkt werden, als durch die Vernunft und durch eine edle Beschäftigung. . . .

Wundere dich nicht, daß tüchtige Menschen Stöße erleiden, um fest zu werden; erst derjenige Baum wurzelt fest und wird stark, den der Wind oft schüttelt; gerade dadurch nimmt er sich zusammen und senkt die Wurzeln tiefer in den Boden; was in einem sonnigen Tale aufwächst, wird nie so stark. Es ist also für tüchtige Leute gerade gut, daß sie viel mit schwerem Geschick zu kämpfen haben, sie werden dadurch unerschrockener; mit Gleichmut ertragen sie Dinge, die nur für denjenigen ein Übel sind, der sie nicht gehörig zu ertragen versteht. . . .

„Warum läßt Gott rechtshaffenen Menschen etwas Böses geschehen?“ Er tut das nicht! Alles Böse hält er von ihnen fern, Schande und Verbrechen, böse Gedanken und habgierige Pläne, blinde Begierde und nach fremdem Gute trachtenden Geiz; davor behütet er sie. Die Frage des
Hiob. — Ant-
wort darauf. Oder soll Gott auch die Hab-

seligkeiten der Guten behüten? Das erlassen sie ihm; sie achten solche Dinge ja gering.

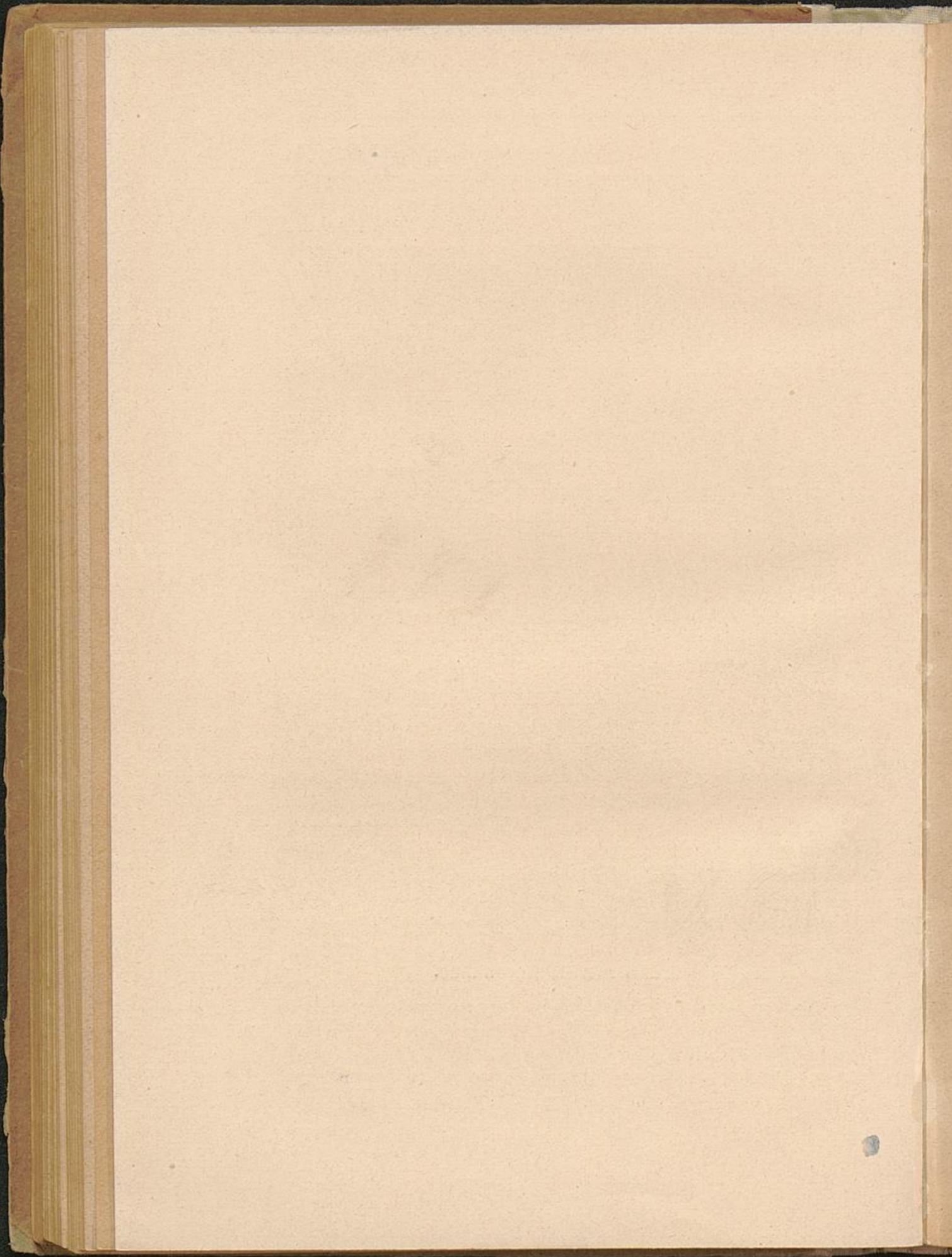
Euch gab ich gewisse, bleibende Güter; je mehr ihr mit denselben euch beschäftigt und je genauer ihr sie betrachtet, desto besser und größer werdet ihr sie finden. Ich habe euch gelehrt, das zu verachten, was andere fürchten, die Lüfte ekelhaft zu finden. Ihr glänzet nicht äußerlich; eure Güter sind inwendig. So achtet die Welt Außendinge nicht, in der Beschauung ihrer selbst vergnügt. In das Innere habe ich alles Gute gelegt; das Glück nicht brauchen, das ist euer Glück. „Aber es ereignet sich viel Trauriges, Erschreckendes, Schweres.“ Weil ich euch davon nicht befreien konnte, darum habe ich euer Gemüt gegen alles gewaffnet. Traget es mutig. In diesem Punkt steht ihr noch höher, als Gott. Er kann von gar keinem Übel angefaßt werden, ihr erduldet es siegreich.

5. Der Weise gegenüber dem Tode.

. . . . Der Tod ist die Erlösung von allen Schmerzen und völliges Aufhören; über ihn gehen unsere Leiden nicht hinaus; er versetzt uns wieder in den Zustand der Ruhe, in welchem wir uns befanden, ehe wir geboren wurden. Bedauert jemand die Gestorbenen, so muß er auch die Ungeborenen bedauern. Der Tod ist weder ein Gut, noch ein Übel; denn ein Gut oder ein Übel kann nur etwas wirklich Existierendes sein; was aber selbst nichts ist und alles in Nichts verwandelt, das gibt uns gar keinem Schicksal preis. . . . D e i n Sohn hat das Gebiet des Sklavenlebens hinter sich, er ist eingegangen in das Reich des ewigen Friedens. Die Furcht vor Armut, die Sorgen des Reichthums, der Stachel der sinnlichen Lust, all' das berührt ihn nicht mehr; er ist nicht neidisch auf das Glück anderer und der Neid der Nebenmenschen tut ihm nicht wehe; sein zartfühlendes Ohr wird durch kein Wort der Schmähung beleidigt, allgemeines oder häusliches Unglück darf sich ihm nicht nahen; nicht schwebt er, bekümmert um die Zukunft, in Erwartung der Dinge, die kommen sollen, und die doch immer zum Schlimmen hinneigen; er ist endlich angekommen auf einem Standpunkt, von wo nichts ihn vertreibt, wo nichts mehr ihn beunruhigt.



Rembrandt, Hieronimus.



Der kennt des Erdenlebens Glendigkeit nicht, der den Tod nicht preist als die beste Gabe der Natur. Er verwahrt das Glück und hält das Unglück ferne, er endigt das Dasein des fatten und matten Greises, er läßt das jugendliche Alter in der Blüte und mit schönen Hoffnungen enden und nimmt die Kinder hinweg, ehe die härteren Altersstufen kommen; allen bringt er das Ende, vielen Erlösung, manchen ist er recht erwünscht, am besten meint er es mit denen, zu welchen er kommt, ehe sie ihn riefen. Er gibt den Sklaven frei, sein Herr mag wollen oder nicht. . . . Er macht alles gleich, während das Schicksal die gemeinschaftlichen Güter ungleich verteilt und oft einen Menschen dem andern zu eigen gibt, während doch alle von Geburt die gleichen Rechte haben. . . . Der Tod ist's, dem wir es zu verdanken haben, daß es keine Strafe ist, geboren zu sein; er hält mich aufrecht bei den Anläufen des Mißgeschicks, so daß ich starken, festen Mutes bleiben kann, getragen durch den Gedanken: Ich weiß einen Platz, wo ich landen kann! . . . Da sind grausame Feinde und übermütige Bürger; da ist aber auch der Tod. Das ist kein zu herber Dienst, wenn man mit einem Schritt zur Freiheit gelangen kann, sobald man der Herrschaft überdrüssig ist. Gegen des Lebens Kränkungen hat man die Guttat des Sterbens. Welches Glück ist ein rechtzeitiger Tod! Wie oft war längeres Leben für einen Menschen ein Unglück. . . .

Verachtet den Tod; derselbe endigt entweder alles, oder er führt euch zu einem andern Leben. Ich habe vor allem dafür gesorgt, daß euch niemand gegen euern Willen zurückhalten kann: Der Ausweg ist offen. Wollt ihr nicht kämpfen, so könnet ihr entfliehen. Darum habe ich vor allem, was euch notwendig sein sollte, nichts leichter gemacht, als das Sterben. Ich habe die Seele so gestellt, daß sie leicht entweichen kann. . . .

. . . Nur was gering an ihm war und lästig, liegt dort begraben: Gebeine und Asche. Das ist ebensowenig ein Teil von ihm selbst, als Kleider und andere Leibeshüllen. Ganz und heil ist er entschwebt und hat nichts auf der Erde zurückgelassen. Wenn er noch eine Weile über uns geschwebt hat, bis er völlig gereinigt ist und die anhaftenden Fehler und

Siehe, Gott und Welt.

jeden Rest dieser Sterblichkeit abgelegt hat, dann schwingt er sich aufwärts und eilt den seligen Geistern zu. . . . In der Ewigkeit können sie auf unendlichen Gebieten sich bewegen; kein Meer hindert sie, keine Bergeshöhe, kein tiefingeschnittenes Tal, nicht die Sandbänke unsicherer Furten. Überall sind ebene Pfade, leicht gehen sie ineinander über und führen von einem Stern zum andern. . . .

II. Frömmigkeit und Lebensweisheit eines Sklaven aus der Zeit Neros.

Worte aus Epiktets „Handbüchlein der Moral“.

1. Gott und wir.

Wenn jemand den Satz, daß wir alle von Gott in besonderem Sinne geschaffen sind, und daß Gott der Vater der Menschen und Götter ist, nach Gebühr seinem Gemüte einprägen könnte, so wird er, meine ich, nie etwas Gemeines oder Niedriges über sich denken.

. . . Wer die Einrichtung der Welt mit seinem Geist erfaßt und gelernt hat, daß das Allergrößte, Wichtigste und Umfassendste das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen ist, daß von Gott der Same nicht bloß in meinen Vater fiel und in meinen Großvater, sondern in alles, was auf Erden entsteht und wächst, vorzugsweise aber in alles Vernünftige (denn nur das kann mit Gott Anteil haben an seinem Walten, was vermöge der Vernunft mit ihm verbunden ist); warum sollte der sich nicht einen Weltbürger nennen? Warum nicht ein Kind Gottes? Warum sollte der noch etwas fürchten, was auf Erden geschieht? Oder ist zwar die Verwandtschaft mit dem Kaiser oder einem andern Mächtigen zu Rom imstande, uns ein sicheres und geachtetes Dasein zu verschaffen, ohne Furcht vor irgend wem, während das Gefühl, die Gottheit zum Schöpfer, Vater und Pfleger zu haben, uns nicht sofort von Schmerzen und Befürchtungen befreien sollte?

Als wir Kinder waren, übergaben uns die Eltern einem Pädagogen, der überall zusah, daß uns nichts geschehe. Da wir aber Männer geworden sind, übergibt uns die Gott-

heit unsrem Gewissen zur Aufsicht. Diese Wache dürfen wir durchaus nicht mißachten; denn so würden wir der Gottheit und dem eignen Gewissen feind sein.

Was die Frömmigkeit gegen die Götter anlangt, so ist die Hauptsache, daß man richtige Vorstellungen von ihnen hat: daß sie wirklich vorhanden sind und die Welt gut und gerecht regieren. Und dich selbst mußt du daran gewöhnen, ihnen zu gehorchen und in allen Stücken, was da kommt, zu ertragen und gern dich darein zu schicken, in der Überzeugung, ein weiser Ratschluß verhängt es so. Dann wirst du die Götter nie tadeln oder ihnen Vorwürfe machen, als kämest du zu kurz.

Zu solcher Höhe der Besinnung wirst du aber nur dann gelangen, wenn du die Begriffe Gut und Schlimm von allem, was nicht in unsrer Macht steht, trennst und Gutes wie Schlimmes nur in dem suchst, was in unsrer Macht steht. Denn hältst du etwas von dem übrigen für gut oder schlimm, dann mußt du freilich, falls du nicht erreichst, was du willst, oder auf das gerätst, was du nicht willst, die Urheber davon tadeln und hassen.

2. Die Welt und wir.

Die einen Dinge stehen in unserer Gewalt, die andern nicht. In unsrer Gewalt stehen Vorstellung, Trieb, Begehren und Abneigung; mit einem Worte alles, was unser Werk ist. Nicht in unsrer Gewalt steht dagegen Leib, Besitz, Ansehen, Ehrenstellen; mit einem Wort alles, was nicht unser Werk ist. Was nun in unsrer Gewalt steht, ist von Natur frei, unverwehrt, ungehindert. Was dagegen nicht in unsrer Gewalt steht, ist schwach, abhängig, voll Hindernisse, in fremder Hand. Merke also: Hältst du, was seiner Natur nach abhängig ist, für frei, was fremd ist, für dein eigen, so wirst du auf Hindernisse stoßen, wirst Trauer und Verwirrung erfahren, wirst Gott und den Menschen Vorwürfe machen. Hältst du aber nur das Deine für dein eigen, das Fremde aber für das, was es auch ist, für fremd, so wird niemand je dich zwingen, niemand dich hindern, du wirst niemandem Vorwürfe machen, niemanden schelten, wirst niemals etwas wider Willen tun;

niemand wird dir Schaden, du wirst keinen Feind haben; du wirst eben gar nichts Schädliches erfahren können.

Wenn du nun nach einer solchen Gemütsverfassung strebst, so merke: Du darfst nicht in mäßiger Bewegung darnach trachten, sondern mußt alles andre hintansetzen, mußt das andre theils ganz aufgeben, theils für den Augenblick darauf verzichten. Willst du aber neben dieser Gemütsverfassung auch noch Ehrenstellen und Reichthum, so wirst du vielleicht auch letzteres nicht erreichen, eben weil du nach ersterem strebst. Jedenfalls aber wirst du das verfehlen, wodurch allein Glück und innere Freiheit gewonnen wird.

Gewöhne dich nun zu jeder unangenehmen Vorstellung zu sagen: Du bist nur die Vorstellung, nicht das selbst, als was du erscheinst! Sodann prüfe es an der Hand der Hauptregeln, die du hast: Zuerst und zumeist frage: Ist es im Bereich dessen, was in unsrer Gewalt steht, oder bezieht es sich auf das, worüber wir nicht verfügen? Und bezieht es sich auf etwas, worüber wir nicht verfügen, so halte die Antwort bereit: Es geht mich also nichts an!

Berwechsele nicht deine Vorstellungen mit den Dingen selbst.

Nicht die Dinge selbst beunruhigen die Menschen, sondern die Vorstellungen von den Dingen. So ist z. B. der Tod nichts Furchtbares, sonst hätte er auch dem Sokrates furchtbar erscheinen müssen. Nein, die Vorstellung vom Tode, er sei etwas Furchtbares, das ist das Furchtbare.

Wenn wir darum gehindert oder beunruhigt oder betrübt werden, so wollen wir nie in andern die Ursache suchen, sondern in uns, das heißt, in unseren Vorstellungen! Der Ungebildete zeigt sich darin, daß er andern Vorwürfe macht, wenn es ihm selber übel ergeht, der Anfänger in der philosophischen Bildung verrät sich dadurch, daß er sich die Vorwürfe macht, der wahrhaft Gebildete aber macht weder einem andern noch sich selber Vorwürfe.

Kümmere dich nicht um Außendinge.

Willst du in der Lebensweisheit fortschreiten, so laß Gedanken, wie diese: „Wenn ich mein Vermögen außer acht lasse, werde ich nichts zu leben haben. — Wenn ich meinen Diener nicht züchtige, wird er mißrathen.“ Denn besser ist's, Hungers zu sterben, wenn man nur ohne Schmerz und Furcht ist, als zu leben in Überfluß, aber ohne Ruhe der Seele. — Und besser ist's, dein Diener ist ungerathen, als du unglücklich.

Fange also mit dem Unbedeutenden an! Ein bißchen Öl ist verschüttet, ein Restchen Wein ist gestohlen worden. Nun sage dir vor: So viel kostet der Gleichmut, so viel die Gemütsruhe. Umsonst ist kein Gewinn.

Und wenn du den Diener ruffst, so denke: er kann vielleicht nicht darauf hören, und hört er darauf, so kann er vielleicht nicht tun, was du willst. Jedenfalls aber soll es nicht dahin kommen, wenn du ihn ruffst, daß es bei ihm steht, ob du deine Ruhe verlierst oder nicht.

3. Die Menschen und wir.

Merke: Nicht der Schmähende, nicht der Schlagende kränkt dich, nur deine Vorstellung von ihnen, als ob sie dich kränkten. Wenn dich drum einer reizt, so erinnere dich, daß es deine Vorstellung ist, welche dich reizt. Deshalb suche es vor allem dahin zu bringen, daß eine Vorstellung dich nicht mit sich fortreißt. Denn wenn du einmal Zeit und Muße zur Überlegung gewonnen hast, wirst du leichter die Herrschaft über dich selber behaupten. . . .

Du würdest deinen Unwillen äußern, wenn jemand dem nächsten besten auf der Straße deinen Körper überließe. Daß du aber dein Gemüt dem nächsten besten überläßt, so daß es über seine Schmähungen in Unruhe und Bewegung gerät, dessen willst du dich nicht schämen?

Niemand, der das Geld, die Lust, den Ruhm liebt, liebt auch die Menschen; sondern nur der, welcher die Tugend liebt.

Wer niemanden liebt, mache sich darauf gefaßt, von niemandem geliebt zu werden!

Besser ist es, an eines einzigen freien Menschen Seite zu leben und furchtlos und frei zu sein, als mit vielen anderen sklavisch zu leben.

Als man Epiftet fragte, wie er sich an einem Feinde rächen würde, sagte er: Indem ich mich in die Lage versehe, ihm möglichst viel Gutes erweisen zu können.

4. Der Tod und wir.

Tod, Verbannung und alles andre, was so furchtbar erscheint, habe täglich vor Augen! Vor allem aber den Tod! Das wird dich vor kleinlichen Gedanken bewahren und vor maßlosen Begierden.

Die Seele zu heilen ist nötiger als den Körper zu heilen, denn einem schlechten Leben ist der Tod vorzuziehen.

Wenn auf einer Seefahrt das Schiff landet und du steigst aus, um Wasser zu holen, so magst du wohl so nebenbei ein Muschelchen auflesen oder ein Fischlein. Deine Gedanken aber müssen aufs Schiff gerichtet sein und du mußt immer wieder dich umsehen, ob dich nicht vielleicht der Steuermann ruft. Und ruft er dich, so mußt du all das lassen, damit du nicht gebunden ins Schiff geworfen wirst, wie die Schafe. — Also ist es auch im Leben. Wenn dir anstatt des Fischleins und des Muschelchens ein Weib und ein Kind gegeben ist, so soll dir das nicht verwehret sein. Ruft aber der Steuermann, so eile zum Fahrzeug und laß all das zurück, ohne dich umzusehen. Und bist du alt, so entferne dich gar nicht mehr weit von dem Fahrzeug, damit du nicht ausbleibst, wenn du gerufen wirst.

Wenn einer jung sterben muß, macht er den Göttern Vorwürfe; desgleichen, wenn einer in hohem Alter nicht sterben kann, da er seine Last mit dem Leben hat, wo er doch längst zur Ruhe hätte kommen müssen. Nichtsdestoweniger will er doch leben, wenn sich der Tod naht, und er schickt nach dem Arzt und bittet ihn, sein Bestes zu tun an Eifer und Umsicht. Sind wunderliche Leute, die Menschen, weder leben wollen sie noch sterben!

III. Eines römischen Kaisers Lebensweisheit.

Aus Mark Aurels Selbstbetrachtungen.

1. Das Schicksal des Menschen.

Entweder herrscht ein unvermeidlich notwendiges Schicksal und eine unverletzliche Ordnung der Dinge oder eine ver-
söhnliche Vorsehung oder ein verworrenes, blindes Ungefähr.
Herrscht nun eine unveränderliche Notwendigkeit, warum
sträubst du dich dagegen? Herrscht aber eine Vorsehung, die
sich versöhnen läßt, so mache dich des göttlichen Beistandes
würdig. Herrscht endlich ein blinder Zufall, so erfreue dich
an dem Gedanken, daß du mitten in solch einem Wogensturm
in dir selbst an der Vernunft eine Lenkerin hast. Und wenn
dich auch die Strömung ergreift, so mag sie das bißchen Fleisch
und Lebensgeist und alles andere mit sich fortreißen; kann sie
ja doch die Vernunft nicht wegnehmen.

Aus der Mitte der Menschen zu scheiden hat nichts
Schreckliches, wenn es Götter gibt, denn sie werden dich nicht
dem Unglück preisgeben; gibt es hingegen keine Götter oder
kümmern sie sich nicht um die menschlichen Angelegenheiten,
was liegt dann daran, in einer Welt ohne Götter und ohne
Vorsehung zu leben. Doch es gibt Götter, und sie sorgen für
die Menschen. Sie haben dem Menschen die
Macht gegeben, nicht in die wirklichen Übel
zu verfallen. Es gibt kein denkbares Übel, bei dem die
Götter nicht vorgesorgt hätten, daß der Mensch die Macht
habe, sich davor zu hüten. . . .

Tod und Leben, Ehre und Unehre, Schmerz
und Vergnügen, Reichtum und Armut, alle
diese Dinge mögen den Bösen wie den Guten
ohne Unterschied zuteil werden, denn sie
sind an sich weder ehrbar noch schändlich,
sind also in Wahrheit weder ein Gut noch
ein Übel.

2. Philosophie als Leiterin des Menschen. Ihre Aufgabe.

Was kann uns sicher leiten? Nur eins:
die Philosophie. Und ein Philosoph sein heißt: den
Genius in uns vor jeder Schmach, vor jedem Schaden zu

bewahren, die Lust und den Schmerz besiegen, nichts dem Zufall überlassen, nie zur Lüge und Verstellung greifen, fremden Tun und Lassens unbedürftig sein, alle Begegnisse und Schicksale als von daher kommend aufnehmen, von wo wir selbst ausgegangen sind, endlich den Tod mit Herzensfrieden erwarten und darin nichts anderes sehen als die Auflösung in die Urstoffe, woraus jedes Wesen zusammengesetzt ist. Wenn aber für die Urstoffe selbst darin nichts Schreckliches liegt, daß jeder von ihnen beständig in einen andern umgewandelt wird, warum sollte man die Umwandlung und Auflösung aller Dinge mit betrübtem Auge ansehen? Das ist ja der Natur gemäß, und was mit der Natur übereinstimmt, ist kein Übel.

Nichts ist jämmerlicher als ein Mensch, der alles ergründen will, der die Tiefen der Erde, wie jener Dichter sagt, durchforscht und, was in der Seele seines Nebenmenschen vorgeht, zu erraten sucht, ohne zu bedenken, daß er sich genügen lassen sollte, mit dem Genius, den er in sich hat, zu verkehren und diesem aufrichtig zu dienen. Dieser Dienst aber besteht darin, ihn vor jeder Leidenschaft, Eitelkeit und Unzufriedenheit mit dem Tun der Götter und Menschen zu bewahren. . . .

Hoffe nicht auf einen platonischen Staat, sondern sei zufrieden, wenn es auch nur ein klein wenig vorwärts geht, und halte auch einen solchen kleinen Fortschritt nicht für unbedeutend. Denn wer kann die Grundsätze der Leute ändern? Was ist aber ohne eine Änderung der Grundsätze anders zu erwarten als ein Knechtsdienst unter Seufzen, ein erheuchelter Gehorsam? . . . Die Philosophie lehrt mich Einfachheit und Bescheidenheit; fort mit vornehmthuender Aufgeblasenheit!

3. Das Leben des Weisen: Einkehr, Selbsterneuerung, Selbstfestigung.

Es gibt für den Menschen keine geräuschlosere und ungestörtere Zufluchtsstätte als seine eigene Seele, zumal wenn er in sich selbst solche Eigenschaften hat, bei deren Betrachtung er sogleich vollkommene Ruhe genießt, und diese Ruhe ist meiner Meinung nach nichts anderes als ein gutes Ge-



Rembrandt, Verkündigung.

wissen. Halte recht oft solche stille Einkehr und erneuere so dich selbst. Da mögen dir dann jene kurzen und einfachen Grundsätze gegenwärtig sein, die genügen werden, deine Seele heiter zu stimmen und dich instand zu setzen, mit Ergebenheit die Welt zu ertragen, wohin du zurückkehrst. Denn worüber solltest du auch unwillig sein? Über die Schlechtigkeit der Menschen? Aber sei doch des Grundgesetzes eingedenk, daß die vernünftigen Wesen füreinander geboren sind, daß Verträglichkeit ein Teil der Gerechtigkeit ist, daß die Menschen unvorsätzlich sündigen, und dann, daß es so vielen Leuten nichts genügt hat, in Feindschaft, Argwohn, Zank und Haß gelebt zu haben; sie sind gestorben und zu Asche geworden. Höre also endlich auf, dir Sorge zu machen. . . .

Denke daran, daß deine herrschende Vernunft, wenn sie, in sich selbst gesammelt, sich selbst genügt und nichts tut, was sie nicht will, unüberwindlich wird, auch wenn sie einmal ohne genügenden Grund Widerstand leistet. Wieviel mehr also dann, wenn sie mit Grund und mit Bedacht über etwas urteilt? Deshalb ist die denkende Seele, von Leidenschaft frei, gleichsam eine Festung. Denn der Mensch hat keine stärkere Schutzwehr, wohin er seine Zuflucht nehmen könnte, um fortan unbezwinglich zu sein. Wer nun diese nicht kennt, ist unwissend; wer sie aber kennt, ohne zu ihr seine Zuflucht zu nehmen, ist unglücklich.

4. Wir und unsere Mitmenschen.

Sage zu dir in der Morgenstunde: Heute werde ich mit einem unbedachtsamen, undankbaren, unverschämten, betrügerischen, neidischen, ungeselligen Menschen zusammentreffen. Alle diese Fehler sind Folgen ihrer Unwissenheit hinsichtlich des Guten und des Bösen. Ich aber habe klar erkannt, daß das Gute seinem Wesen nach schön und das Böse häßlich ist, daß der Mensch, der gegen sich fehlt, in Wirklichkeit mir verwandt ist, nicht weil wir von demselben Blut, derselben Abkunft wären, sondern wir haben gleichen Anteil an der Vernunft, der göttlichen Bestimmung. Keiner kann mir Schaden zufügen, denn ich lasse mich nicht zu einem Laster verführen. Ebenso wenig kann ich dem, der mir verwandt ist, zürnen oder ihn hassen; denn wir sind zur gemeinschaftlichen Wirksamkeit

geschaffen, wie die Füße, die Hände, die Augenlider, wie die obere und untere Kinnlade.. Darum ist die Feindschaft der Menschen wider die Natur.

Wenn dich jemand schmächt oder haßt oder man aus solch einem Grunde allerlei Gerüchte von dir aussprengt, so tritt den Seelen dieser Leute näher, dringe in ihr Inneres ein und sieh, wie sie geartet sind, und du wirst finden, daß du dich nicht zu beunruhigen brauchst, wenn solche Leute so von dir urteilen. Dennoch aber bist du ihnen Wohlwollen schuldig; denn von Natur sind sie deine Freunde und Nächsten, und auch die Götter sind ihnen in allerlei Weise, zum Beispiel durch Träume und durch Orakelsprüche, zu dem behilflich, woran ihnen so viel gelegen ist. . . .

Berachtet mich jemand? Das ist seine Sache. Meine Sache aber ist es, nichts zu tun oder zu sagen, was die Berachtung verdient. Haßt er mich, so ist das wieder seine Sache, die meinige dagegen, liebeich und wohlwollend gegen alle Menschen zu sein, und gerade jenem gegenüber bereit, ihm sein Versehen nachzuweisen, ohne ihn beschimpfen oder meine Nachsicht gegen ihn zur Schau tragen zu wollen, sondern aufrichtig und gutherzig zu sein, wie der große Phocion, wosern dessen Benehmen nicht erheuchelt war. Dein Inneres muß nämlich so beschaffen sein, daß die Götter in dir einen Menschen sehen, dessen Gemütsstimmung nichts vom Ärger oder Mißmut blicken läßt. . . .

Haßt du von jemand die Meinung, daß er gesehlt habe, so frage dich: Bin ich sicher, daß es wirklich ein Fehler ist? Aber, gesehlt auch, er habe gesehlt, hat er sich damit nicht selbst gestraft und so gleichsam sein eigenes Angesicht zerfleischt? Überhaupt, wer verlangt, daß der Lasterhafte nicht fehlen soll, kommt mir vor wie einer, der nicht will, daß der Feigenbaum Saft in den Feigen erzeuge, daß die Kinder weinen, daß das Pferd wiehere und dergleichen von Natur notwendige Erscheinungen mehr. Denn was soll der tun, der nun einmal die Anlage zu so etwas hat? Rotte sie ihm aus, wenn du die Fähigkeit hierzu in dir fühlst.

5. Unsere Todesstunde.

Bei der Erfüllung deiner Pflicht soll dir nichts darauf ankommen, ob du vor Kälte starrst oder vor Hitze glühst, ob

du schläfrig bist oder genug geschlafen hast, ob man dich tadelt oder lobt, ob du darüber dem Tode nahekommst oder etwas anderes der Art zu leiden hast. Auch das Sterben ist ja eine von den Aufgaben unseres Lebens. Genug also, wenn du auch sie glücklich lösest, sobald sie dir vorgelegt wird.

Niemand ist so glücklich, daß nicht unter denen, die sein Sterbebette umstehen, einige sein sollten, die sein herannahendes Ende willkommen heißen. War er auch ein trefflicher und weiser Mann, so findet sich doch am Ende noch jemand, der zu sich selbst sagt: Nun werden wir doch, von diesem Zuchtmeister erlöst, endlich wieder frei aufatmen können. Zwar hat er sich gegen keinen von uns streng gezeigt, aber ich hatte doch immer das Gefühl, als verdamme er stillschweigend uns alle. Das kommt vor beim Tode eines Rechtschaffenen. Wie vieles andere aber mögen wir noch an uns haben, um dessentwillen mancher uns loszuwerden wünscht? Daran denke in deiner Sterbestunde! Und du wirst leichter von hinnen scheiden, wenn du dir dies noch vorstellst: Ich soll eine Welt verlassen, aus der selbst meine Genossen, für die ich so viel gekämpft, gebetet und gesorgt habe, mich hinwegwünschen, indem sie davon eine etwaige Erleichterung hoffen. Warum sollte sich also einer an ein längeres Verweilen hier festklammern? Und doch scheide deshalb mit nicht geringem Wohlwollen gegen sie von hinnen, bleibe vielmehr deiner eigentümlichen Sinnesart getreu und gegen sie freundlich, wohlgesinnt, mild; dein Abschied geschehe nicht mit Unwillen, als wenn du gewaltsam von ihnen gerissen würdest, sondern, wie die Seele des selig Sterbenden sanft dem Körper sich entwindet, so muß auch dein Scheiden aus ihrem Kreise sein. Denn die Natur hat dich einst an sie geknüpft und gekettet, aber jetzt löst sie das Band wieder. So will ich denn von ihnen, wie von meinen Hausgenossen, nicht mit Sträuben, sondern ohne Zwang mich ablösen lassen. Denn auch dies gehört zu den Forderungen der Natur.

Zur Beurteilung der „stoischen“ Wahrheit.

Die Weisheit der Stoa hat sicherlich vielen Hilfe und Trost gebracht, zumal in schweren Zeiten und Lebenslagen. Kühne

Ideale früherer Meister waren preisgegeben worden: Welt-erklärung, Weltumgestaltung. Da haben sie sich an eine näherliegende Aufgabe herangemacht, von deren Lösung Wohl und Wehe vieler gerade damals abhing: Den Menschen frei zu machen von den Wechselfällen der Außenwelt, die immer unberechenbarer wurden, ihn wiederum zum Herren seines eigenen Geschickes zu erheben. Treu haben sie sich diesem Dienst hingegeben. An Gelegenheiten, die Wahrheit ihrer Worte zu erproben, hat es auch ihnen nicht gefehlt. Ein Seneca wird unter Claudius nach Corsika verbannt und tröstet seine Mutter. Von seinem „Schüler“ Nero zum Tode verurteilt, öffnet er sich die Pulsader, trinkt Gift und erstickt sich schließlich im Bade, um Neros Befehl auszuführen und ganz frei zu werden. Unter Domitian werden die Philosophen als „gefährlich“ aus Rom vertrieben. Aber verschwunden war damit ihre Weisheit keinesfalls. **L e b t s i e a u c h f ü r u n s n o c h ?**

War man aber nicht auch hier wieder zurückgekehrt zur Botschaft des „Erleuchteten“ aus Indien und des „hündisch“ lebenden Griechen Diogenes? Diese Fragen bejahen, hieße bedeutsame Unterschiede übersehen. Die Stoiker, besonders der späteren Zeit — ein Seneca und seine Genossen —, faßten das Weltgeschehen keineswegs als end- und zwecklose Aufeinanderfolge von Leiden auf. Verzicht auf alles und jedes „Begehren“ sahen sie keineswegs als Allheilmittel gegen das Leiden an. Vom öffentlichen Leben blieben sie keineswegs fern. Ihre „stillere“ Welt war anders gedacht und wurde auf andere Weise verwirklicht, als die Buddhas und der „Kyniker“.

Was geschieht, faßt wenigstens ein bedeutsamer Teil von ihnen als **S c h i c k u n g** einer, wenn auch strengen, so doch väterlichen **V o r s e h u n g** auf, als Erziehungsmittel des Menschen, als Gelegenheit zur Kräftigung seiner seelischen Anlagen. Also durchaus nicht als etwas Zweckloses. Vor allem aber suchen sie zu zeigen, daß das „Leiden“ ja nur gewissermaßen in unserer Vorstellung und Einbildung vorhanden, daß es lediglich eine Auffassung der Dinge von unserer Seite sei, daß es uns frei stehe, die Dinge anders hinzunehmen, eben als göttliche Schickung zu unsrem Besten, also als Wohl-**tat**. So können sie mit Recht sagen: Außerhalb unserer

Innenwelt gibt es Unglück so wenig wie Glück. Beides ist nur in uns vorhanden, und unser Inneres können wir in unserer Gewalt haben.

Um sich zu dieser Lebensführung zu erziehen, flüchten sich die Stoiker keineswegs aus dem bewegten Leben. Vielmehr versuchen sie, gerade wenn sie Schweres betroffen hat, tätig zu sein und zu bleiben, und die „Pflichten“ zu erfüllen, vor allem die gegen Angehörige, die der Pietät. Aber auch gegen alle Mitmenschen, denn diese sind unsere „Brüder“. Insonderheit weisen sie uns auch auf die stille Beschäftigung mit geistiger Arbeit hin, als Heilmittel gegen alle Wechselfälle des Lebens. Solche Ablenkung und Gelegenheit zu innerer Sammlung dürfe von keinem versäumt werden. Man machte es ihnen zum Vorwurf, daß sie als „Philosophen“ innigen Anteil am Leben nahmen, sich nicht ihres Vermögens entäußerten, nicht dem Diogenes gleich lebten. Darauf entgegnet ein Seneca: Wir lehren keineswegs, man dürfe die Dinge (Habe und Gut usw.) gar nicht haben, sondern nur, man solle das Herz nicht daran hängen. Der Philosoph wirft sie nicht weg, sieht sie aber ruhig schwinden, wenn er sie verliert. Vor allem aber eignet er sich nichts unrechtmäßig an und versucht, alles richtig zu gebrauchen. Seneca weist auf die Berechtigung, ja Notwendigkeit von Spiel, Scherz, Feier, Reisen, leichteren Unterhaltungen, Verkehr mit Freunden, Geselligkeit hin. Er weiß es: „Wir sind zu schwach zu jeglichem Ertragen.“ Darum empfiehlt er Wechsel zwischen vernünftiger Tätigkeit und Erholung und stellt fest: „Wer sich zu dem Studium zurückzieht, der entgeht allem Lebensüberdruß.“

Als kluge Menschenkenner rechnen die Stoiker mit der Tatsache, daß die Überwindung der inneren wie äußeren Schwierigkeiten über die seelische Kraft der Mehrzahl, auch ihrer Jünger geht. Darum geben sie ihnen den wohlgemeinten Rat, sich nicht zu sehr an Menschen und Dinge zu binden und zu fetten, beides nicht zu lieb zu haben, mit beiden sich nicht zu weit einzulassen, sich immer bewußt zu bleiben, daß ihnen beides jederzeit entrissen werden könne. Nur eins sei unentziehbar, unzerstörbar, ihre Innenwelt.

Besonders in früheren Jahren ist mir dieser stoische Rat „unstoisch“, feige und selbstfüchtig erschienen. Heute beurteile

ich ihn milder, als wohlbegründete Rücksichtnahme auf die nun einmal vorhandene Schwäche der menschlichen Natur. Eins darf man sich freilich dabei nicht verheimlichen: Wer sich nicht mit ganzer Seele den wertvollsten Dingen und Menschen hingibt, beraubt sich des Besten im Leben. „Alles geben die Götter, die Unendlichen, Ihren Lieblingen ganz: alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“ Die darf und kann sich nicht ersparen wollen, wer wahre Freude erfahren will. „Wer nie sein Brot mit Tränen aß . . . , der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Fälle können eintreten, in denen menschliche Widerstandskraft fast versagt. „Zuweilen erfaßt uns ein Haß gegen die ganze Menschheit. Man sieht eine Menge glücklich verübter Schandtaten, man findet, daß Ehrlichkeit selten ist, Unschuld ein unbekanntes Ding, Treue ganz rar, außer wo sie Vorteil bringt —; der Ehrgeiz überschreitet so sehr alle Grenzen, daß er durch seine Schändlichkeit glänzt. Die Seele versinkt in Nacht. Dunkel wird es, als ob die Tugenden aus der Welt verschwunden wären, die man nicht hassen und nicht lieben darf. . . .“ (Seneca, Die Gemütsruhe, 15.) In solcher und ähnlicher Seelennot bietet sich uns ein „Ausweg“ an. Schnell scheinen dann alle Leiden geschwunden zu sein. Bedeutet das nicht feige Fahnenflucht? Gewiß für jeden, der sich durch ihn den Folgen eigener Verfehlungen an sich und anderen entziehen, der sich so von der Verpflichtung befreien will, wieder besser zu machen, was er Unrechtes tat, wiederum von neuem zu beginnen.

Auch hier nehmen die Stoiker Rücksicht auf die nun einmal vorhandenen Grenzen menschlicher Kraft. Wer wird einen Stein auf die werfen wollen, bei denen sie nicht ausreicht, um unverschuldetes Schicksal, eigenes wie fremdes, zu ertragen? Auch dann noch auszuhalten, wenn z. B. alle redlich verfolgten Lebensideale endgültig gescheitert sind, und jedes Weiteratmen zwecklos, sinnlos erscheint? Cato in Utika war den Stoikern ein viel bewundertes Beispiel dafür. Wer von uns wird ihm und seinesgleichen inniges Mitgefühl versagen.

Eine wertvolle stille Welt haben die Stoiker zweifellos vielen geschaffen. Ihre Standhaftigkeit im Leiden ist sprich-

wörtlich geworden. Eine heilige Vorhalle zum großen Menschheitstempel der Suchenden haben sie erbaut. Ob den Tempel selbst?

Wer aber nahm alle die zahlreichen auf, deren Geisteskraft und Vorbildung nicht ausreichte zum stillen Studium der „königlichen Wissenschaft“? Und für die auch stoische Rücksichtnahme auf menschliche Schwäche nicht genügte? Ein neuer Retter kam, um die „Mühseligen und Beladenen“ zu erquicken.